40
7181

40
7181

40
7181

Auserlesene

Mährchen.

Gesammelt und herausgegeben

von

J. B. Rothacker.

Reutlingen,
Druck und Verlag von G. A. Heerbrandt.
1839.

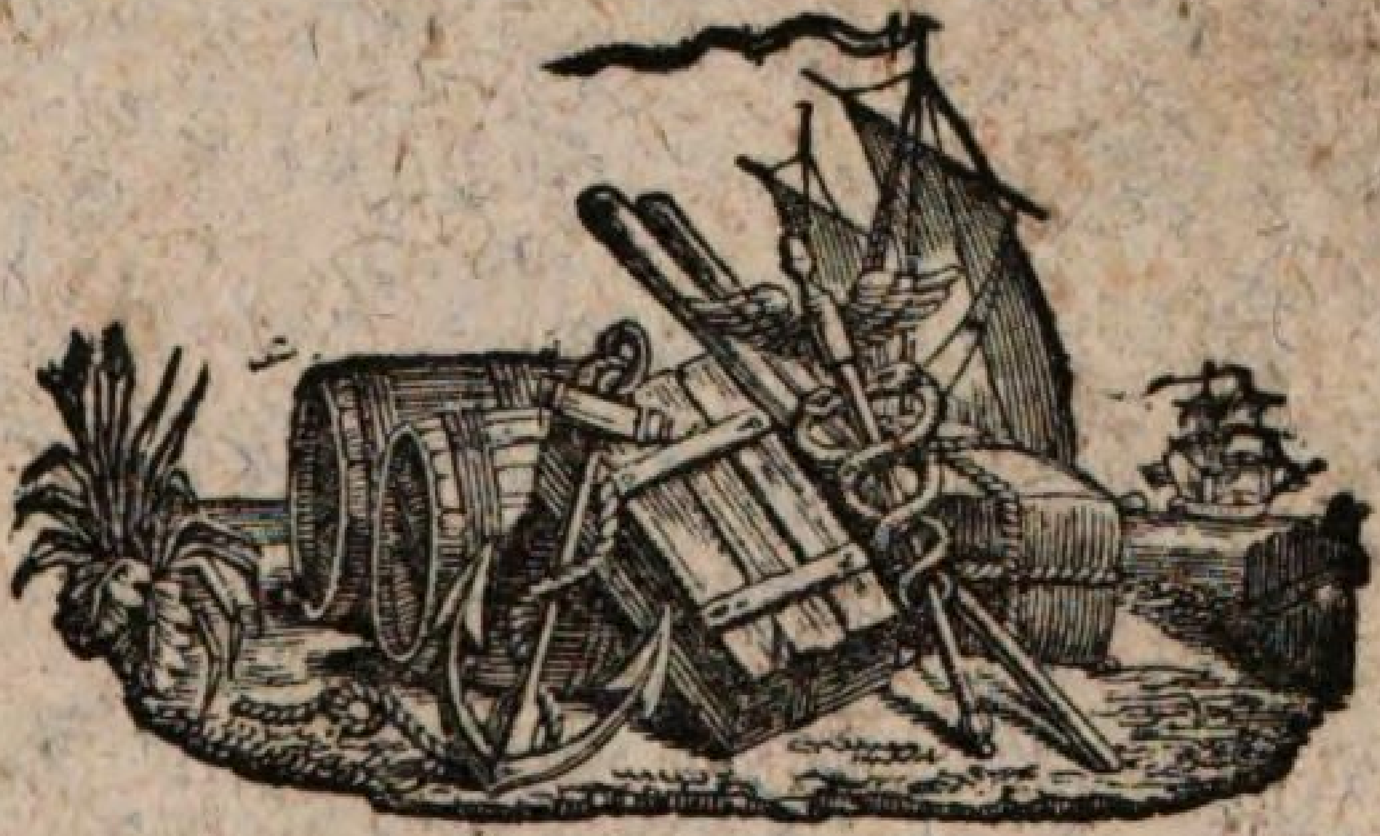
536 A

Auserlesene
Mährchen.

Gesammelt und herausgegeben

von

J. B. **Rothacker.**



Reutlingen,
Druck und Verlag von G. A. Heerbrandt.
1839.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die drei Schwestern.

Ein reicher Graf vergeudete all sein Hab und Gut. Er lebte königlich, hielt alle Tage offene Tafel; wer bei ihm einsprach, Ritter oder Knappe, dem gab er drei Tage lang ein herrliches Banquet, und alle Gäste taumelten mit frohem Muthe von ihm hinweg. Er liebte Brettspiel und Würfel; sein Hof wimmelte von goldgelockten Edelknaben. Läufer und Heiducken, in prächtiger Kleidung, und seine Ställe nährten unzählige Pferde und Jagdhunde. Durch diesen Aufwand zerrannen seine Schätze. Er verpfändete eine Stadt nach der andern, verkaufte seine Juwelen und Silbergeschirr, entließ die Bedienten und erschoß die Hunde; von seinem ganzen Eigenthum blieb ihm nichts übrig, als ein altes Waldschloß, eine tugendsame Gemahlin und drei wunderschöne Töchtern. In diesem Schlosse hauste er von aller Welt verlassen; die Gräfin versah mit ihren Töchtern selbst die Küche, und weil sie allerseits der Kochkunst nicht kundig waren, wußten sie nichts als Kartoffeln zu sieden. Diese frugalen Mahlzeiten behagten dem Papa so schlecht, daß er grämlich und mißmuthig wurde, und in dem weiten leeren Hause lärmte und fluchte, daß die kahlen Wände seinen Unmuth wiederhallten. An einem schönen Sommermorgen ergriff er aus Unmuth seinen Jagd-

spieß, und zog zu Walde, ein Stück Wild zu fällen' um sich eine leckerhafte Mahlzeit davon bereiten zu lassen.

Von diesem Walde ging die Rede, daß es darin nicht geheuer sey; manchen Wanderer hatte es schon irre geführt, und mancher war nie daraus zurückgekehrt, weil ihn entweder böse Gnomen erdrosselt, oder wilde Thiere zerrissen hatten. Der Graf glaubte nichts und fürchtete nichts von unsichtbaren Mächten; er stieg rüstig über Berg und Thal, und kroch durch Busch und Dickig, ohne eine Beute zu erhaschen. Ermüdet setzte er sich unter einen hohen Eichbaum, und mit einigen gesottenen Kartoffeln und ein wenig Salz, den ganzen Vorrath seiner Jagdtasche, sein Mittagsmahl zu halten.

Von ungefähr hub er seine Augen auf, siehe da! ein grausam wilder Bär schritt auf ihn zu. Der arme Graf erschrack gewaltig über diesen Anblick; entfliehen konnte er nicht, und zu einer Bärenjagd war er nicht ausgerüstet. Zur Nothwehr nahm er den Jagdspieß in die Hand, sich damit zu vertheidigen, so gut er konnte. Das Ungethüm kam nahe heran; auf einmal stand's und brummte ihm vernehmlich die Worte entgegen: Räuber, plünderst du meinen Honigbaum? Den Frevel sollst du mit dem Leben büßen! Ach! bat der Graf, ach freßt mich nicht, Herr Bär, mich lüstet nicht nach eurem Honig, ich bin ein biederer Rittersmann. Seyd ihr bei Appetit, so nehmt mit Hausmannskost vorlieb, und seyd mein Gast. Hierauf tischt er dem Bären alle Kartoffeln in seinem Jagdhut auf. Dieser aber verschmähte des Grafen Tafel und

brummte unwillig fort: Unglücklicher, um diesen Preis lösest du dein Leben nicht; versprich mir deine große Tochter Wulfild augenblicklich zur Frau, wo nicht, so freß ich dich! In der Angst hätte der Graf dem verliebten Bären wohl alle drei Töchter zugesagt, und seine Gemahlin obendrein, wenn er sie verlangt hätte; denn Noth kennt kein Gesetz. Sie soll die Eure seyn, Herr Bär, sprach der Graf, der anfing, sich wieder zu erholen; doch setzte er trüglich hinzu, unter dem Beding, daß Ihr nach Landesbrauch die Braut löset, und selber kommt, sie heimzuführen. Topp, murmelte der Bär, schlag ein, und reichte ihm die rauhe Tatze hin, in sieben Tagen lös' ich sie mit einem Zentner Gold, und führe mein Liebchen heim. Topp, sprach der Graf, ein Wort, ein Mann! Drauf schieden sie im Frieden aus einander; der Bär trabte seiner Höhle zu, der Graf säumte nicht, aus dem furchtbaren Walde zu kommen, und gelangte bei Sternenschimmer kraftlos und ermattet in seinem Waldschloß an.

Es versteht sich, daß ein Bär, der wie ein Mensch vernünftig reden und handeln kann, niemals ein natürlicher, sondern ein bezauberter Bär ist. Das merkte der Graf wohl; darum dachte er, den zottigen Eidam durch List zu hintergehen, und sich in seiner festen Burg so zu verschanzen, daß es dem Bären unmöglich wäre, hineinzukommen, wenn er auf den bestimmten Tag die Braut abholen würde. Wenn gleich einem Zauberbären, dachte er bei sich selbst, die Gabe der Vernunft und Sprache verliehen ist, so ist er am Ende gleichwohl ein Bär, und hat übrigens alle Eigenschaften eines natürlichen Bären. Er wird also doch

wohl nicht fliegen können, wie ein Vogel; oder durch's Schlüsselloch in ein verschlossenes Zimmer eingehen, wie ein Gespenst, oder durch ein Nadelöhr schlüpfen.

Den folgenden Tag berichtete er seiner Gemahlin und dem Fräulein der Abenteuer im Walde. Fräulein Wulfild fiel vor Entsetzen in Ohnmacht, als sie hörte, daß sie an einen scheußlichen Bären vermählt werden sollte, die Mutter rang und wand die Hände nnd jammerte laut, und die Schwestern bebten und bangten vor Wehmuth und Entsetzen. Der Vater aber ging hinaus, beschauete die Mauern und Graben um's Schloß her, untersuchte, ob das eiserne Thor schloß- und riegelfest sey, zog die Zugbrücke auf und verwahrte alle Zugänge wohl, stieg darauf auf die Warte, und fand da ein Kämmerlein, hochgebaut unter der Zinne und wohl vermauert, darin verschloß er das Fräulein, die ihr seidenes Flachshaar zerraufte, und sich beinahe die himmelblauen Augen ausweinte.

Sechs Tage waren verflossen, und der siebente dämmerte heran, da erhob sich vom Walde her groß Getöse, als sey das wilde Heer im Anzug. Peitschen knallten, Posthörner schallten, Pferde trappelten, Räder rasselten. Eine prächtige Staatskarosse mit Reitern umringt, rollte über's Blachfeld daher an's Schloßthor. Alle Riegel schoben sich, das Thor rauschte auf, die Zugbrücke fiel, ein junger Prinz stieg aus der Karosse, schön wie der Tag, angethan mit Sammet und Silberstück. Um seinen Hals hatte er eine goldene Kette dreimal geschlungen, in der ein Mann aufrecht stehen konnte, um seinen Hut lief eine Schnur von Perlen und Diamanten, welche die Augen verblendeten.

Rasch wie Sturm- und Wirbelwind, flog er die Schneckentreppe im Thurm hinauf, und einen Augenblick hernach bebte in seinem Arm die erschrockene Braut herab.

Ueber dem Getöse erwachte der Graf aus seinem Morgenschlummer, schob das Fenster im Schlafgemach auf, und als er Roß und Wagen, und Ritter und Reisige im Hofe erblickte, und seine Tochter im Arm eines fremden Mannes, der sie in den Brautwagen hob, und nun der Zug zum Schloßthor hinausging, fuhr's ihm durch's Herz, und er erhob groß Klaggeschrei: Ade, mein Töchterlein! Fahr hin, du Bärenbraut; Wulfild vernahm die Stimme ihres Vaters, ließ ihr Schweißtüchlein zum Wagen herauswehen, und gab damit das Zeichen des Abschieds.

Die Eltern waren bestürzt über den Verlust ihrer Tochter, und sahen einander stumm und staunend an. Die Mutter traute gleichwohl ihren Augen nicht, und hielt die Entführung für Blendwerk und Teufelsspuck, ergriff ein Bund Schlüssel, und lief auf die Warte, und öffnete die Klause; aber sie fand weder ihre Tochter noch etwas von ihrer Geräthschaft; doch lag auf dem Tischlein ein silberner Schlüssel, den sie zu sich nahm, und als sie von ungefähr durch die Lucke blickte, sah sie in der Ferne eine Staubwolke gegen Sonnenaufgang emporwirbeln, und hörte das Getümmel und Jauchzen des Brautzugs bis zum Eingang des Waldes. Betrübt stieg sie vom Thurme herab, legte Trauerkleider an, bestreute ihr Haupt mit Asche, weinte drei Tage lang, und Gemahl und Töchter halfen ihr wehklagen. Am vierten Tage verließ der

Graf das Trauergemach, um frische Luft zu schöpfen, und wie er über den Hof ging, stand da eine dichte Kiste von Ebenholz, wohl verwahrt und schwer zu heben. Er ahnete leicht, was drinnen sey; die Gräfin gab ihm den Schlüssel, er schloß auf, und fand einen Zentner Goldes, eitel Dublonen, Eines Schlags. Erfreut über diesen Fund, vergaß er all sein Herzeleid, kaufte Pferde und Falken, auch schöne Kleider für seine Gemahlin und die holden Fräulein, nahm Diener in Sold, und hob von Neuem an zu prassen und zu schwelgen, bis die letzte Dublone aus dem Kasten flog. Dann machte er Schulden, und die Gläubiger kamen schaarenweise, plünderten das Schloß rein aus, und ließen ihm nichts als einen alten Falken. Die Gräfin sott mit ihren Töchtern wieder Kartoffeln, und er durchstreifte tagtäglich das Feld mit seinem Federspiel, aus Verdruß und Langerweile.

Eines Tages ließ er den Falken steigen, der hob sich hoch in die Lüfte, und wollte nicht auf die Hand seines Herrn zurückkehren, ob er ihn gleich lockte. Der Graf folgte seinem Flug, so gut er konnte, über die weite Ebene. Der Vogel schwebte dem grausenvollen Walde zu, welchen zu betreten der Graf nicht mehr waghalsen wollte, und sein liebes Federspiel verloren gab. Plötzlich stieg ein rüstiger Adler über dem Walde auf und verfolgte den Falken, welcher den überlegenen Feind nicht sobald ansichtig wurde, als er pfeilgeschwind zu seinem Herrn zurückkehrte, um bei ihm Schutz zu suchen. Der Adler aber schoß aus den Lüften herab, schlug einen seiner mächtigen Fänge in des Grafen Schulter, und zerdrückte mit dem andern den

getreuen Falken. Der bestürzte Graf versuchte mit dem Speer von dem gefiederten Ungeheuer sich zu befreien, schlug und stach nach seinem Feinde. Aber der Adler ergriff den Jagdspieß, zerbrach ihn wie ein leichtes Schilfrohr, und kreitschte ihm mit lauter Stimme diese Worte in die Ohren: Verwegener, warum beunruhigst du mein Lustrevier mit deinem Federspiel? Den Frevel sollst du mit deinem Leben büßen. Aus dieser Vogelsprache merkte der Graf bald, was für ein Abenteuer er zu bestehen habe. Er faßte Muth und sprach: Gemach, Herr Adler, gemach! Was hab ich euch gethan? Mein Falk hat seine Schuld ja abgebüßt, den laß ich euch, stillt euren Appetit. Nein, fuhr der Adler fort, mich lüstet eben heut nach Menschenfleisch, und du scheinst mir ein fetter Fraß. Pardon, Herr Adler, schrie der Graf in Todesangst, heischt was ihr wollt von mir, ich gebe es euch, nur schont meines Lebens. Wohl, versetzte der mörderische Vogel, und ich bedarf ein Weib. Versprich mir deine Adelheid zur Frau, so laß ich dich mit Frieden ziehen, und löse sie von dir mit zwo Stufen Gold, jede einen Zentner schwer. In sieben Wochen führe ich mein Liebchen heim. Hierauf schwang sich das Ungethüm hoch empor, und verschwand in den Wolken.

In der Noth ist einem Alles feil. Da der Vater sahe, daß der Handel mit den Töchtern so gut von Statten ging, gab er sich über ihren Verlust zufrieden. Er kam dießmal ganz wohlgemuth nach Hause, und verhehlte sorgfältig sein Abenteuer; theils den Vorwürfen, die er von der Gräfin fürchtete, auszuweichen; theils der lieben Tochter das Herz vor der Zeit nich

schwer zu machen. Zum Schein klagte er nur über den verlornen Falken, von welchem er vorgab, er habe sich verflogen. Fräulein Adelheid war eine Spinnerin, wie keine im Lande. Sie war auch eine geschickte Weberin, und schnitt eben damals ein Stück köstlicher Leinwand vom Weberstuhle, so fein wie Battist, welche sie unfern der Burg auf einem frischen Rasenplatze bleichte. Sechs Wochen und sechs Tage vergingen, ohne daß die schöne Spinnerin ihr Schicksal ahnete; obgleich der Vater, der doch etwas schwermüthig wurde, als der Termin der Heimsuchung nahete, ihr unter der Hand manchen Wink davon gab, bald einen bedenklichen Traum erzählte, bald die Wulfild wieder in Andenken brachte, die längst vergessen war. Adelheid war frohen und leichten Sinnes, wähnte, das schwere Herzblut des Vaters erzeuge hypochondrische Grillen. Sie hüpfte sorgenlos bei Anbruch des bestimmten Tages hinaus auf den Bleichrasen, und breitete ihre Leinwand aus, damit sie vom Morgenthau getränkt würde. Wie sie ihre Bleiche beschickt hatte, und nun ein wenig umherschaute, sah sie einen herrlichen Zug Ritter und Knappen herantraben. Sie hatte ihre Toilette noch nicht gemacht, darum verbarg sie sich hinter einem wilden Rosenbusch, der eben in voller Blüthe stand, und blickte hervor, die prächtige Kavalkade zu schauen. Der schönste Ritter aus dem Haufen, ein junger, schlanker Mann in offenem Helm, sprengte an den Busch, und sprach mit sanfter Stimme: Ich sehe dich, ich suche dich, fein Liebchen, ach verbirg dich nicht; rasch schwing dich hinter mir auf's Roß, du schöne Adlerbraut. Adelheid wußte nicht, wie ihr

geschah, da sie diesen Spruch hörte; der liebliche Ritter gefiel ihr baß; aber der Beisatz: Adlerbraut, machte das Blut in ihren Adern erstarren: sie sank in's Gras, ihre Sinnen umnebelten sie, und bei'm Erwachen befand sie sich in den Armen des holden Ritters, auf dem Wege nach dem Walde.

Die Mutter bereitete indeß das Frühstück; und als Adelheid dabei fehlte, schickte er die jüngste Tochter hinaus zu sehen, wo sie bliebe. Sie ging und kam nicht wieder. Der Mutter schwauete nichts Gutes, sie wollte sehen, warum ihre Töchtern so lange weilten. Sie ging und kam nicht wieder. Der Vater merkte, was vorgefallen sey; das Herz schlug laut in seiner Brust; er schlich sich zu dem Rasenplatze, wo Mutter und Tochter noch immer nach der Adelheid suchten, und sie ängstlich bei'm Namen riefen, und auch er ließ seine Stimme weidlich erschallen, wiewohl er wußte, daß alles Rufen und Umsuchen vergeblich war. Sein Weg führte ihn an dem Rosenbusche vorbei, da sah er was blinken, und wie er's genau betrachtete, waren's zwei goldene Eier, jedes einen Zentner schwer. Nun konnte er nicht länger anstehen, seiner Gemahlin das Abenteuer der Tochter zu offenbaren. Schandbarer Seelverkäufer, rief sie aus, o Vater! o Mörder! Opferst du um schändlichen Gewinnstes willen also dein Fleisch und Blut dem Moloch auf? Der Graf, sonst wenig beredtsam, vertheidigte sich jetzt auf's beste, und entschuldigte sich mit der dringenden Gefahr seines Lebens: aber die trostlose Mutter hörte nicht auf, ihm die bittersten Vorwürfe zu machen. Er wählte also das unfehlbarste

Mittel, allem Wortstreit ein Ende zu machen, er schwieg, und ließ seine Dame reden, so lange sie wollte, brachte indessen die goldenen Eier in Sicherheit, und wälzte sie gemach vor sich her; legte darauf Wohlstandshalber drei Tage lang Familientrauer an, und dachte nur darauf, wie er seine vorige Lebensart wieder beginnen wollte.

In kurzer Zeit war das Schloß wieder die Wohnung der Freude, das Elisium gefräßiger Schranzen, Ball, Turnier und prächtige Feste wechselten täglich ab. Fräulein Bertha glänzte am Hofe ihres Vaters den stattlichen Rittern in die Augen, wie der Silbermond den empfindsamen Wandlern in einer heitern Sommernacht. Sie pflegte bei den Ritterspielen den Preis auszutheilen, und tanzte jeden Abend mit dem siegenden Ritter den Vorreihen. Die Gastfreigebigkeit des Grafen und die Schönheit der Tochter zog von den entlegensten Orten die edelsten Ritter herbei. Viele buhlten um das Herz der reichen Erbin; aber unter so vielen Freiwerbern hielt die Wahl schwer, denn einer übertraf den andern immer an Adel und Wohlgestalt. Die schöne Bertha kührte und wählte so lange, bis die goldenen Eier, bei welchen der Graf die Feile nicht gespart hatte, zur Größe von Haselnüssen geschmolzen waren.

Die gräflichen Finanzen geriethen nun wieder in den vorigen Verfall, die Turniere wurden eingestellt, Ritter und Knappen verschwanden, das Schloß nahm wieder die Gestalt einer Einöde an, und die hohe Familie kehrte zu den frugalen Kartoffelmahlzeiten zurück. Der Graf durchstrich mißmuthig die Felder,

wünschte ein neues Abenteuer; und fand keines, weil er den Zauberwald scheuete.

Eines Tages verfolgte er ein Volk Rebhühner so weit, daß er dem schauervollen Walde nahe kam, und ob er sich gleich nicht hineinwagte, so ging er doch eine Strecke an der Brahne hin, und erblickte da einen großen Fischweiher, der ihm noch nie zu Gesichte gekommen war, in dessen silberhellen Gewässer er unzählige Forellen schwimmen sah. Dieser Entdeckung freuete er sich sehr. Der Teich hatte ein unverdächtiges Ansehen; daher eilte er nach Hause, strickte sich ein Netz, und den folgenden Morgen stand er bei guter Zeit am Gestade, um solches auszuwerfen. Glücklicherweise fand er einen kleinen Nachen mit einem Ruder im Schilfe. Er sprang hinein, ruderte lustig auf dem Teiche herum, warf das Netz aus, fing mit einem Zuge mehr Forellen, als er tragen konnte; und ruderte vergnügt über seine Beute dem Strande zu. Ungefähr einen Steinwurf vom Gestade stand der Nachen in vollem Lauf fest und unbeweglich, als säß er auf dem Grunde. Der Graf glaubte das auch, und arbeitete aus allen Kräften, ihn wieder flott zu machen, aber vergebens. Das Wasser verrann rings umher, das Fahrzeug schien an einer Klippe zu hangen, und hob sich hoch über die Oberfläche empor. Dem unerfahrnen Fischer war dabei nicht wohl zu Muthe. Obgleich der Nachen wie angenagelt stand, so schien sich doch von allen Seiten das Gestade zu entfernen, der Weiher dehnte sich zu einer großen See aus, die Wogen schwollen auf, die Wellen rauschten und schäumten, und mit Entsetzen ward er inne, daß ein ungeheurer Fisch

ihn und seinen Nachen auf dem Rücken trug. Er ergab sich in sein Schicksal, ängstlich harrend, welchen Ausgang es nehmen würde. Plötzlich tauchte der Fisch unter, der Nachen ward wieder flott, aber einen Augenblick d'rauf erschien das Meerwunder über dem Wasser, sperrte einen abscheulichen Rachen gleich der Höllenpforte auf, und aus dem finstern Schluude schallten, wie aus einem unterirdischen Gewölbe, vernehmlich diese Worte hervor: Kühner Fischer, was beginnst du hier? Du mordest meine Unterthanen? Den Frevel sollst du mit dem Leben büßen! Der Graf war nun bereits mit dergleichen Abenteuern so bekannt worden, daß er wußte, wie er sich bald von seiner ersten Bestürzung erholen, da er merkte, daß der Fisch doch ein vernünftig Wort mit sich reden ließ, und sprach ganz dreuste: Herr Behemot, verletzt das Gastrecht nicht, vergönnt mir ein Gerichte Fische aus eurem Weiher; sprächt ihr bei mir ein, so stände euch Küche und Keller gleichfalls offen. So traute Freunde sind wir nicht, versetzte das Ungeheuer; kennst du noch nicht des Stärkern Recht, daß er den Schwächern frißt! Du stahlst mir meine Unterthanen, sie zu verschlingen, und ich verschlinge dich! Hier riß der grimmige Fisch den Rachen noch weiter auf, als wollt er Schiff mit Mann und Maus verschlingen. Ach schonet, schonet mein Leben, schrie der Graf, ihr seht, ich bin ein mageres Morgenbrod für euren Wallfischbauch! Der große Fisch schien sich etwas zu bedenkent Wohlan, sprach er, ich weiß, du hast eine schöne Tochter, versprich mir die zum Weibe, und nimm dein Leben zum Geschenk. Als der Graf hörte, daß der Fisch aus

diesem Tone zu reden anfing, verschwand ihm alle Furcht: Sie stehet zu Befehl, sprach er, ihr seyd ein wackerer Eidam, dem kein biederer Vater sein Kind versagen wird. Doch! womit löset ihr die Braut nach Landesbrauch? Ich habe, erwiederte der Fisch, weder Gold noch Silber; aber im Grunde des See's liegt ein großer Schatz von Perlenmuscheln, du darfst nur fordern. Nun, sagte der Graf, drei Himpten Zahlperlen sind wohl nicht zu viel für eine schöne Braut. Sie sind dein, beschloß der Fisch, und mein die Braut, in sieben Monden führe ich mein Liebchen heim. Hierauf stürmt er lustig mit dem Schwanze, und trieb den Nachen bald an den Strand.

Der Graf brachte seine Forellen nach Hause, ließ sie sieden, und sich diese Cartheuser-Mahlzeit nebst der Gräfin und der schönen Bertha wohlschmecken. Das arme Fräulein ahnete nicht, wie theuer ihr dieß Mahl zu stehen kommen würde.

Unterdessen nahm der Mond sechsmal ab und zu, und der Graf hatte sein Abenteuer beinahe vergessen; als aber der Silbermond zum siebentenmal sich zu runden begann, dachte er an die bevorstehende Katastrophe, und um kein Augenzeuge davon zu seyn, drückte er sich ab, und unternahm eine kleine Reise in's Land. In der schwülen Mittagsstunde, am Tage des Vollmonds, sprengte ein stattlich Geschwader Reiter an's Schloß; die Gräfin, bestürzt über so vielen fremden Besuch, wußte nicht, ob sie die Pforte öffnen sollte oder nicht. Als sich aber ein wohlbekannter Ritter anmeldete, ward ihm aufgethan. Er hatte gar oft zur Zeit des Wohlstandes und Ueberflusses in der Burg

den Turnieren beigewohnt, und zu Schimpf und Ernst gestochen, auch meinen Ritterdank von der schönen Bertha Hand genommen, empfangen, und mit ihr den Vorreihen getanzt; doch seit der Glücksveränderung des Grafen war er gleich den übrigen Rittern verschwunden. Die gute Gräfin schämte sich vor dem edeln Ritter uud seinem Gefolge ihrer großen Armuth, daß sie nichts hatte, ihm aufzutischen. Er aber redete sie freundlich an, und bat nur um einen Trunk Wasser aus dem kühlen Felsenbrunnen des Schlosses, wie er auch sonst zu thun gewohnt war; denn er pflegte nie Wein zu trinken, daher nannte man ihn scherzweise nur den Wasserritter. Die schöne Bertha eilte auf Geheiß der Mutter zum Brunnen, füllte einen Henkel ug und kredenzte dem Ritter eine krystallene Schaale. r empfieng sie aus ihrer niedlichen Hand, setzte sie da n den Mund, wo ihre Pupurlippen die Schaale berührt hatten, und that ihr mit innigem Entzücken Bescheid. Die Gräfin befand sich indessen in großer Verlegenheit, daß sie nicht vermögend war, ihrem Gaste etwas zum Imbiß aufzutragen; endlich besann sie sich, daß im Schloßgarten eben eine saftige Wassermelone reifte. Augenblicklich drehete sie sich nach der Thüre, brach die Melone ab, legte sie auf einen irdenen Teller, viel Weinlaub d'runter und die schönsten wohlriechenden Blumen ringsumher, um sie dem Gaste aufzutrageu. Wie sie aus dem Garten trat, war der Schloßhof leer und öde, sie sahe weder Pferde noch Reisige mehr, im Zimmer war weder Ritter noch Knappe; sie rief ihre Tochter Bertha, suchte sie im ganzen Hause, und fand sie nicht. Im Vorhause aber

wa=

waren drei Säcke von neuer Leinwand hingestellt, die sie in der ersten Bestürzung nicht bemerkt hatte, und die von außen anzufühlen waren, als wären sie mit Erbsen angefüllt; genauer sie zu untersuchen, ließ ihre Betrübniß nicht zu. Die gute Mutter überließ sich ganz ihrem Schmerz, und weinte laut bis an den Abend, wo ihr Gemahl heimkehrte, der sie in großem Jammer fand. Sie konnte ihm die Begebenheit des Tages nicht verhehlen, so gern sie es gethan hätte, denn sie befürchtete von ihm große Vorwürfe, daß sie einen fremden Ritter in die Burg gelassen, der die liebe Tochter entführt hätte. Aber der Graf tröstete sie liebreich, und fragte nach den Erbssäcken, von welchen sie ihm gesagt hatte, ging hinaus, sie zu beschauen, und öffnete einen in ihrer Gegenwart. Wie groß war das Erstaunen der betrübten Gräfin, als eitel Perlen herausrollten, so groß, wie die großen Gartenerbsen, vollkommen gerundet, fein gebohrt, und von dem reinsten Wasser. Sie sahe wohl, daß der Entführer ihrer Tochter jede mütterliche Zähre mit einer Zahlperle bezahlt hatte, bekam von seinem Reichthum und Stande eine große Meinung, und tröstete sich damit, daß dieser Eidam kein Ungeheuer, sondern ein stattlicher Ritter sey, welche Meinung ihr der Graf auch nicht benahm.

Nun hatten die Eltern zwar alle ihre schönen Töchtern eingebüßt, aber dafür besaßen sie einen unermeßlichen Schatz. Der Graf machte bald einen Theil davon zu Gelde. Vom Morgen bis zum Abend wimmelte es von Kaufleuten und Juden im Schlosse, die um die köstlichen Zahlperlen handelten. Der Graf

lösete seine Städte ein, that das Waldschloß an einen Lehnsmann aus, bezog seine vormalige Residenz, richtete den Hofstaat wieder ein, und lebte nun nicht mehr als ein Verschwender, sondern als ein guter Wirth, denn er hatte nun keine Tochter mehr zu verhandeln. Das edle Paar befand sich in großer Behaglichkeit, nur die Gräfin konnte sich über den Verlust ihrer Fräulein nicht beruhigen; sie trug beständig Trauerkleider, und wurde nimmer froh. Eine Zeitlang hoffte sie, ihre Bertha mit dem reichen Perlenritter wieder zu sehen, und so oft ein Fremder bei Hofe gemeldet wurde, ahnete sie den wiederkehrenden Eidam. Der Graf vermochte es endlich nicht länger über sich, sie mit leerer Hoffnung hinzuhalten, in der traulichen Bettkammer, welche so manchem Männergeheimniß Luft macht, eröffnete er ihr, daß dieser herrliche Eidam ein scheußlicher Fisch sey. Ach, seufzte die Gräfin, ach, ich unglückliche Mutter! Habe ich darum Kinder geboren, daß sie ein Raub grausender Ungeheuer werden sollten? Was ist alles Erdenglück, was sind alle Schätze für eine kinderlose Mutter! Liebes Weib, antwortete der Graf, beruhige dich; es ist nun einmal nicht anders; wenn's von mir abhienge, sollte es dir an Kindersegen nicht gebrechen. Die Gräfin nahm diese Worte sehr zu Herzen. Sie meinte, ihr Gemahl mache ihr Vorwürfe, daß sie altern und die Unfruchtbare im Hause sey; denn er selbst war noch ein feiner, rüstiger Mann. Darüber betrübte sie sich so sehr, daß sie in große Schwermuth fiel, und der Tod wäre ihr wohl ein willkommener Gast gewesen, wenn er bei ihr eingesprochen hätte.

Alle Jungfrauen und Dirnen am Hofe nahmen großen Antheil an dem Leiden ihrer guten Frau, und jammerten und weinten mit ihr; suchten sie auch wohl zu Zeiten durch Sang und Saitenspiel aufzuheitern; aber ihr Herz war keiner Freude mehr empfänglich. Jede Hofdame gab weisen Rath, wie der Geist des Trübsinnes weggebannet werden möchte, gleichwohl war nichts zu erdenken, das den Kummer der Gräfin gemindert hätte. Die Jungfrau, welche ihr das Handwasser reichte, war vor allen Dirnen klug und sittsam, und bei ihrer Gebieterin wohl gelitten; sie hatte ein empfindsames Herz, und der Schmerz ihrer Herrschaft lockte ihr manche Thräne in's Auge. Um nicht vorlaut zu scheinen, hatte sie immer geschwiegen; endlich konnte sie dem innern Drange nicht länger widerstehen, auch ihren guten Rath zu ertheilen. Edle Frau, sagte sie, wenn ihr mich hören wolltet, so wüßte ich euch wohl ein Mittel zu sagen, das die Wunden eures Herzens heilen sollte. Die Gräfin sprach: rede! Unfern von eurer Residenz, fuhr die Jungfrau fort, wohnet ein frommer Einsiedler in einer schauerlichen Grotte, zu welchem viel Pilger in mancherlei Noth ihre Zuflucht nehmen. Wie wär's, wenn ihr von dem heiligen Manne Trost und Hülfe begehrtet? wenigstens würde sein Gebet euch die Ruhe eures Herzens wieder geben.

Der Gräfin gefiel dieser Vorschlag, sie hüllte sich in ein Pilgerkleid, wallfahrtete zu dem frommen Eremiten, eröffnete ihm ihr Anliegen, beschenkte ihn mit einem Rosenkranze von Zahlperlen, und bat um seinen Segen. Dieser war denn auch so kräftig, daß

ehe ein Jahr vergieng, die Gräfin quitt und ledig war, und eines jungen Sohnes genaß.

Groß war die Freude der Eltern über den holden Spätling. Die ganze Grafschaft verwandelte sich in einen Schauplatz der Wonne, des Jubels und der Feierlichkeit bei der Geburt des jungen Stammerben. Der Vater nannte ihn Reinald, das Wunderkind. Der Knabe war schön, wie der leibhafte Amor selbst, und seine Erziehung wurde mit solcher Sorgfalt betrieben, als ob die Morgenröthe der philantropistischen Methode damals schon angebrochen wäre. Er wuchs lustig heran, war die Freude des Vaters und der Mutter Trost, die ihn wie ihren Augapfel wahrte. Ob er nun wohl der Liebling ihres Herzens war, so verlosch doch das Andenken an ihre drei Töchtern nicht in ihrem Gedächtniß. Oft, wenn sie den kleinen lächelnden Reinald in die Arme schloß, träufelte eine Zähre auf seine Wangen, und als der liebe Knabe etwas heranwuchs, fragte er oft wehmüthig: gute Mutter, was weinest du? Die Gräfin verhehlte ihm aber mit Vorbedacht die Ursache ihres geheimen Kummers: denn außer dem Gemahl wußte Niemand, wo die drei jungen Gräfinnen hingekommen waren. Manche spekulativen Köpfe wollten wissen, sie wären von irrenden Rittern entführt worden, welches damals nichts Ungewöhnliches war; andere behaupteten, sie lebten in einem Kloster versteckt; doch andere behaupteten, sie im Gefolge der Königin von Burgund, oder der Gräfin von Flandern gesehen zu haben. Durch tausend Schmeicheleien lockte Reinald der zärtlichen Mutter endlich das Geheimniß ab; sie erzählte ihm die Abenteuer der drei Schwestern

mit allen Umständen, und er verlor kein Wort von diesen Wundergeschichten aus seinem Herzen. Nun hatte er keinen andern Wunsch, als wehrhaft zu seyn, um auf das Abenteuer auszugehen, seine Schwestern im Zauberwalde aufzusuchen, und ihren Zauber zu lösen. Sobald er zum Ritter geschlagen war, begehrte er vom Vater Urlaub, einen Heerzug, wie er vorgab, nach Flandern zu thun. Der Graf freuete sich des ritterlichen Muthes seines Sohnes, gab ihm Pferde und Waffen, auch Schildknappen und Troßbuben, und ließ ihn mit Segen von sich, so ungern auch die sorgsame Mutter in den Abschied willigte.

Kaum hatte der junge Ritter seine Vaterstadt im Rücken, so verließ er die Heerstraße, trabte mit romantischem Muth auf das Waldschloß zu, und begehrte von dem Lehnsmann Herberge, der ihn ehrlich empfing und wohlhielt. Am frühen Morgen, da im Schloß noch alles in süßem Schlummer lag, sattelte er sein Roß, ließ sein Gefolge zurück, und jagte voll Muth und Jugendfeuer nach dem bezauberten Walde hin. Je weiter er hineinkam, je dichter wurde das Gebüsch, und vom Huf seines Pferdes schallten die schroffen Felsen wieder. Alles um ihn her war einsam und öde, und die dichtverwachsenen Bäume schienen dem jungen Waghals den weitern Eingang mitleidig zu versperren. Er stieg vom Pferde, ließ es grasen, und machte sich mit seinem Schwert einen Weg durch den Busch, kletterte an steilen Felsen hinan, und gleitete in Abgründe hinab. Nach langer Mühe gelangte er in ein gekrümmtes Thal, durch welches sich ein klarer Bach schlängelte. Er folgte den Krümmungen desselben; in

der Ferne öffnete eine Felsengrotte ihren unterirdischen Schlund, vor welcher etwas, das einer menschlichen Figur ähnlich war, sich zu regen schien. Der kecke Jüngling verdoppelte seine Schritte, nahm den Weg zwischen den Bäumen hin, blickte der Grotte gegenüber hinter den hohen Eichen durch, und sahe eine junge Dame im Grase sitzen, die einen kleinen ungestalten Bären auf dem Schooße liebkoste, indeß noch ein größerer um sie schäckerte, bald ein Männchen machte, bald einen possierlichen Burzelbaum schlug, welches Spiel die Dame sehr zu belustigen schien. Reinald erkannte nach der mütterlichen Erzählung die Dame für seine Schwester Wulfild, und sprang hastig aus seinem Hinterhalt hervor, sich ihr zu entdecken. Sobald sie aber den jungen Mann erblickte, that sie einen lauten Schrei, warf den kleinen Bären in's Gras, sprang auf, dem Kommenden entgegen, und redete ihn mit wehmüthiger Stimme und ängstlicher Geberde also an: O Jüngling, welcher Unglücksstern führt dich in diesen Wald? Hier wohnt ein wilder Bär, der frißt all' Menschenkind, die seiner Wohnung nahen, flieh und rette dich! Er neigte sich züchtiglich gegen die bildschöne Dame, und antwortete: Fürchtet nichts, holde Gebieterin, ich kenne diesen Wald und seine Abenteuer, und komme, den Zauber zu lösen, der euch hier gefangen hält. Thor! sprach sie, wer bist du, daß du es wagen darfst, diesen mächtigen Zauber zu lösen, und wie vermagst du das? Er: Mit diesem Arm und durch dieß Schwert! Ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, des Grafen Sohn, dem dieser Zauberwald drei schöne Töchtern raubte. Bist

du nicht Wulfild, seine Erstgeborne? Ob dieser Rede entsetzte sich die Dame noch mehr, und staunte den Jüngling mit stummer Verwunderung an. Er nutzte diese Pause und legitimirte sich durch so viele Familiennachrichten, daß sie nicht zweifeln konnte, Reinald sey ihr Bruder. Sie umhalste ihn zärtlich, aber ihre Knie wankten vor Furcht wegen der augenscheinlichen Gefahr, worin sein Leben schwebte.

Die schöne Wulfild führte hierauf ihren lieben Gast in die Höhle, um da einen Winkel auszuspähen, ihn zu beherbergen. In diesem weiten, düstern Gewölbe lag ein Haufen Moos, welches dem Bären und seinen Jungen zum Lager diente; gegenüber aber stand ein prächtiges Bette mit rothem Damast behangen und mit goldnen Tressen besetzt, für die Dame. Reinald mußte sich bequemen, eiligst unter der Bettlade Platz zu suchen, und da sein Schicksal erwarten. Jeder Laut und alles Geräusch war ihm bei Leib und Leben untersagt, besonders prägte ihm die angstvolle Schwester wohl ein, weder zu husten, noch zu nießen.

Kaum war der junge Waghals an seinem Zufluchtsorte, so brummte der fürchterliche Bär zur Höhle herein, und schnoberte mit blutiger Schnautze allenthalben umher; er hatte den edlen Falben des Ritters im Walde aufgespürt und ihn zerrissen. Wulfild saß auf dem Thronbette wie auf Kohlen, ihr Herz war eingepreßt und beklommen, denn sie sahe bald, daß der Herr Gemahl seine Bärenlaune hatte, weil er vermuthlich den fremden Gast in der Höhle merkte. Sie unterließ deßhalb nicht, ihn zärtlich zu liebkosen, streichelte ihn sanft mit ihrer sammetweichen Hand den Rücken herab.

und grauete ihm die Ohren; aber das grimmige Vieh schien wenig auf diese Liebkosungen zu achten. Ich wittere Menschenfleisch, murmelte der Fresser aus seiner weiten Kehle. Herzensbär, sagte die Dame, du irrst dich, wie käme ein Mensch in diese traurige Einöde? Ich wittere Menschenfleisch, wiederholte er, und spionirte um das seidene Bette seiner Gemahlin herum. Dem Ritter ward dabei nicht wohl zu Muthe, und trotz seiner Herzhaftigkeit trat ihm ein kalter Schweiß vor die Stirne. Indessen machte die äußerste Verlegenheit die Dame herzhaft und entschlossen: Freund Bär, sprach sie, bald treibst du mir's zu bunt, fort hier von meiner Lagerstatt, oder fürchte meinen Zorn! Der Schnautzbär kümmerte sich wenig um diese Drohung, und hörte nicht auf, um den Bettumhang herumzutosen. Allein so sehr er auch Bär war: so stand er gleichwohl unter dem Pantoffel seiner Dame. Wie er aber Miene machte, seinen Dickkopf unter die Bettlade zu zwingen, faßte sich Wulfild ein Herz, und versetzte ihm einen so nachdrücklichen Fußtritt in die Lenden, daß er ganz demüthig auf seine Streu kroch, sich niederkauerte, brummend an den Tatzen sog und seine Jungen leckte. Bald darauf schlief er ein und schnarchte wie ein Bär. Sogleich erquickte die traute Schwester ihren Bruder mit einem Glase Sekt und etwas Zwieback, ermahnte ihn, gutes Muths zu seyn, nun sey die größte Gefahr vorüber. Reinald war von seinem Abenteuer so ermüdet, daß er bald darauf in tiefen Schlaf fiel, und mit dem Schwager Bär um die Wette schnarchte.

Beim Erwachen befand er sich in einem herrlichen Prunkbette, in einem Zimmer mit seidenen Tapeten.

Die Morgensonne blickte freundlich zwischen den aufgezogenen Gardinen herein; neben dem Bette lagen auf einigen mit Sammet bekleideten Taburetts seine Kleider und die ritterliche Waffenrüstung, auch stand ein silbernes Glöcklein dabei, den Dienern zu schellen. Reinald begriff nicht, wie er aus der schaudervollen Höhle in einen so prächtigen Palast sey versetzt worden, und war zweifelhaft, ob er jetzt träume, oder vorher das Abenteuer im Walde geträumt habe. Aus dieser Ungewißheit zu kommen, zog er die Glocke. Ein zierlich gekleideter Kammerdiener trat herein, fragte nach seinen Befehlen, und meldete, daß seine Schwester Wulfild und ihr Gemahl Albert, der Bär, seiner mit Verlangen warteten. Der junge Graf konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen. Ob ihm gleich bei Erwähnung des Bären der kalte Schweiß vor die Stirne trat, so ließ er sich doch rasch ankleiden, und trat in's Vorgemach heraus, wo er aufwartende Edelknaben, Läufer und Haiducken antraf; mit diesem Gefolge gelangte er durch eine Menge Prachtgemächer und Vorsäle zum Audienzzimmer, wo ihn seine Schwester mit dem Anstande einer Fürstin empfing. Neben sich hatte sie zwei allerliebste Kinder, einen Prinzen von sieben Jahren, und ein zartes Fräulein, das noch am Gängelbande geleitet wurde. Einen Augenblick hernach trat Albert der Bär herein, der jetzt sein Grausendes Ansehen und alle Eigenschaften eines Bären abgelegt hatte, und als der liebenswürdigste Prinz erschien. Wulfild stellte ihm ihren Bruder vor, und Albert umhalsete seinen Schwager mit aller Wärme der Freundschaft und Bruderliebe.

Der Prinz war mit all' seinem Hofgesinde durch einen feindseligen Zauber auf gewisse Tage verzaubert. Er genoß nämlich die Vergünstignug, alle sieben Tage, von einer Morgenröthe bis zur andern des Zaubers entledigt zu werden. Sobald aber die silbernen Sternlein am Himmel erbleichten, fiel der eherne Zauber wieder mit dem Morgenthau auf's Land; das Schloß verwandelte sich in einen schroffen, unersteiglichen Felsen, der reizende Park ringsumher in eine traurige Einöde, die Springbrunnen und Kaskaden in stehende, trübe Sümpfe, der Inhaber des Schlosses wurde ein Zottelbär, die Ritter und Knappen Dächse und Marder, die Hofdamen und Zofen Eulen und Fledermäuse, die Tag und Nacht girrten und wehklagten.

An einem solchen Tage der Entzauberung war es, als Albert seine Braut heimführte. Die schöne Wulfild, die sechs Tage geweint hatte, daß sie an einen zottigen Bären vermählt werden sollte, ließ ihren Trübsinn schwinden, als sie sahe, daß sie sich in den Armen eines jungen, wohlgemachten Ritters befand, der so minniglich sie umfaßte, und in einen herrlichen Palast einführte, wo ein glänzendes Brautgepränge ihrer wartete. Sie wurde von schönen Dirnen in Myrthenkränzen mit Gesang und Saitenspiel empfangen, ihrer ländlichen Kleidung entlediget und mit königlichem Brautschmuck angethan. Ob sie gleich nicht eitel war, so konnte sie doch das geheime Entzücken über ihre Wohlgestalt nicht verhehlen, da ihr die krystallenen Spiegel des Brautgemachs tausend Schmeicheleien sagten. Ein prächtiges Gastmahl folgte

auf die Vermählungsceromonie, und ein glänzender Prunkball beschloß die Feier des festlichen Tages. Die reizende Braut athmete Wonne und Seligkeit in den Gefühlen der Liebe, die an ihrem Brauttage, nach der Sitte der keuschen Vorwelt, sich zum ersten Male in ihrem jungfräulichen Herzen regten, und das widerliche Bären-Ideal war ganz aus ihrer Phantasie verdrungen. In der Mitternachtsstunde wurde sie von ihrem Gemahl mit Pomp in die Brautkammer eingeführt, wo alle Liebesgötter im Plafond von Freude belebt ihre goldnen Flügel zu regen schienen, da das liebende Paar hineintrat.

Der süße Morgentraum schwand eben dahin, als die Neuvermählte erwachte, und ihren Gemahl mit einem liebevollen Kuß gleichfalls aus dem Schlafe zu wecken vorhatte. Aber wie groß war ihr Erstaunen, da sie ihn nicht an ihrer Seite fand, und, den seidenen Vorhang aufhebend, sich in ein düsteres Kellergewölbe versetzt sah, wo das gebrochene Tageslicht durch den Eingang hineinfiel; und nur eben so viel Helle gab, daß sie einen furchterweckenden Bären wahrnehmen konnte, der aus einem Winkel hervor trübsinnig nach ihr hinblickte.

Sie sank auf ihr Lager zurück, und starb vor Entsetzen hin. Nach einer langen Weile kam sie erst wieder zu sich, und sammelte so viel Kräfte, eine laute Klage anzuheben, welche die krächzenden Stimmen von hundert Eulen außerhalb der Höhle beantworteten. Der empfindsame Bär konnte es nicht aushalten, diese Jammersscene mit anzusehen, er mußte hinaus unter Gottes freien Himmel, den Schmerz und Un-

Unwillen über sein hartes Schicksal auszukeuchen. Schwerfällig hob er sich vom Lager und zottelte brummend in den Wald, aus welchem er nicht eher als am siebenten Tage, kurz vor der Verwandlung zurückkehrte. Die sechs traurigen Tage wurden der untröstbaren Dame zu Jahren. Ueber der hochzeitlichen Freude hatte man außer Acht gelassen, die Bettlade der Braut mit einigen Lebensmitteln und Erfrischungen zu versehen; denn über alle leblosen Dinge, welche die schöne Wulfild unmittelbar berührte, hatte der Zauber keine Macht; aber ihr Gemahl würde, auch selbst in ihren Umarmungen, in der Stunde der Verwandlung zum Bären worden seyn. In der Beklommenkeit ihres Herzens schmachtete die Unglückliche zwei Tage dahin, ohne an Nahrungsmittel zu denken; endlich aber forderte die Natur die Mittel ihrer Erhaltung mit großem Ungestüm, und erregte einen wilden Heißhunger, der sie aus der Höhle trieb, einige Nahrung zu suchen. Sie schöpfte mit der hohlen Hand ein wenig Wasser aus dem vorüberrieselnden Bächlein, und erquickte damit ihre heißen, trockenen Lippen, pflückte einige Hambutten und Brombeeren, und verschlang in wilder Betäubung eine Handvoll Eicheln, die sie gierig auflas, und noch eine Schürze voll aus bloßem Naturtrieb mit in die Höhle zurücknahm; denn um ihr Leben war sie wenig bekümmert: sie wünschte nichts sehnlicher, als den Tod.

Mit diesem Wunsche schlief sie am Abend des sechsten Tages ein, und erwachte am frühen Morgen in eben dem Gemache wieder, in welches sie als Braut eingetreten war. Sie fand da Alles noch in

der nämlichen Ordnung, wie sie es verlassen hatte, und den schönsten, zärtlichsten Gemahl an ihrer Seite, der in den rührendsten Ausdrücken ihr sein Mitleid über den traurigen Zustand bezeigte, in welchen seine unwiderstehliche Liebe zu ihr sie gebracht hatte, und sie mit Thränen in den Augen um Verzeihung bat. Er erklärte ihr die Beschaffenheit des Zaubers, daß jeder siebente Tag solchen unwirksam mache, und Alles wieder in seiner natürlichen Gestalt darstelle. Wulfild wurde durch die Zärtlichkeit ihres Gemahls gerührt; sie bedachte, daß eine Ehe noch gut genug wäre, wo der siebente Tag immer heiter sey, und daß nur die glücklichsten der Ehen sich dieses Vorrechts rühmen könnten; kurz, sie fand sich in ihr Schicksal, vergalt Liebe mit Liebe, und machte ihren Albert zum glücklichsten Bären unter der Sonne. Um nicht wieder in den Fall zu kommen, in der Waldhöhle zu darben, legte sie jederzeit, wenn sie zur Tafel ging, ein paar weite Poschen an, welche sie mit Confect, süßen Orangen und anderem köstlichen Obst belastete. Auch den gewöhnlichen Nachttrank ihres Herrn, der in's Schlafgemach gestellt wurde, verbarg sie sorgfältig in ihrer Bettlade, und so war ihre Küche und Keller immer für die Zeit der Verwandlung zureichend bestellt.

Ein und zwanzig Jahre hatte sie bereits im Zauberwalde verlebt, und diese lange Zeit hatte keinen ihrer jugendlichen Reize verdrängt; auch war die wechselseitige Liebe des edeln Paares noch Gefühl des ersten mächtigen Instinkts. Mutter Natur behauptete, aller anscheinenden Störungen ungeachtet, allenthalben ihre Rechte; auch in der Zauberwelt wacht sie mit großer Sorgfalt und

Strenge dafür, und wehret allem Fortschritt und den allmähligen Veränderungen der Zeit ab, so lange durch die natürlichen Eingriffe der Zauberei die Dinge dieser Unterwelt ihrer Botmäßigkeit entzogen sind. Laut dem Zeugniß der heiligen Legende stiegen die frommen Siebenschläfer, nachdem sie ihren hundertjährigen Schlaf ausgeschlafen hatten, so munter und rüstig aus den römischen Catacomben hervor, wie sie hineingegangen waren, und hatten nur um eine einzige Nacht gealtert. Die schöne Wulfild hatte nach der Berechnung der guten Mutter Natur, in den ein und zwanzig Jahren nur drei Jahre verlebt, und befand sich also noch in der vollen Blüthe des weiblichen Alters. Eben diese Beschaffenheit hatte es auch mit ihrem Gemahl und dem ganzen verzauberten Hofstaat.

Alles das eröffnete das edle Paar dem holden Ritter auf einem Lustwandel im Park, unter einer Laube, woran sich wilder Jasmin und Gills kletterndes Geißblatt zusammen verflochten. Der glückliche Tag schwand unter dem Gepränge einer bunten Hofgalla und wechselseitigen Freundschaftsbezeugungen nur zu bald dahin. Man nahm das Mittagsmahl ein, nachher war Apartement und Spiel. Ein Theil der Höflinge lustwandelten mit den Damen im Park, trieben Scherz und Minnespiel, bis man zur Abendtafel trompetete, wo in einer Spiegelgalerie u ter Beleuchtung unzähliger Wachskerzen gespeiset wurde. Man aß, trank und war fröhlich bis zur Mitternachtsstunde. Wulfild versorgte nach Gewohnheit ihre Poschen, und rieth ihrem Bruder, seine Taschen auch nicht zu vergessen. Als abgetragen war, schien Albert un-

ruhig zu werden, und flüsterte seiner Gemahlin etwas in's Ohr. Sie nahm darauf ihren Bruder bei Seite, und sprach wehmüthig: Geliebter Bruder, wir müssen uns scheiden, die Stunde der Verwandlung ist nicht mehr ferne, wo alle Freuden dieses Palastes hinschwinden. Albert ist um dich bekümmert, er fürchtet für dein Leben; er würde dem thierischen Instinkt nicht widerstehen können, dich zu zerreißen, wenn du die bevorstehende Veränderung abwarten wolltest; verlaß diesen unglücklichen Wald, und kehre nie wieder zu uns zurück. Ach, erwiederte Reinald, es begegne mir, was das Verhängniß über mich beschlossen hat, scheiden kann ich nicht von euch, ihr Lieben! dich, o Schwester, aufzusuchen, war mein Beginnen, und da ich dich gefunden habe, verlaß ich diesen Wald nicht ohne dich. Sage, wie ich den mächtigen Zauber lösen kann? Ach, sprach sie, den vermag kein Sterblicher zu lösen! Hier mischte sich Albert in's Gespräch, und wie er den kühnen Entschluß des jungen Ritters vernahm, mahnte er ihn mit liebreichen Worten von seinem Vorhaben so kräftig ab, daß dieser endlich dem Verlangen des Schwagers und den Bitten und Thränen der zärtlichen Schwester nachgeben, und zum Abschied sich bequemen mußte.

Fürst Albert umarmte den wackern Jüngling brüderlich, und nachdem dieser seine Schwester umhalset hatte, und nun scheiden wollte, zog jener seine Brieftasche hervor, und nahm daraus drei Bärenhaare, rollte sie in ein Papier, und reichte sie dem Ritter gleichsam scherzweise als ein Wahrzeichen hin, sich dabei des Abenteuers im Zauberwalde zu erinnern. Doch,

setzte er ernsthaft hinzu, verachte: diese Kleinigkeit nicht; sollte euch irgend einmal Hülfe Noth thun, so reibt diese drei Haare zwischen den Händen, und erwartet den Erfolg. Im Schloßhofe stand ein prätiger Phäton mit sechs Rappen bespannt, nebst vielen Reitern und Dienern. Reinald stieg hinein: Ade, mein Bruder! rief Albert der Bär am Schlage; ade, mein Bruder! antwortete Reinald, das Wunderkind, und der Wagen donnerte über die Zugbrücke dahin, auf und davon.

Die goldnen Sterne funkelten noch hell am nächtlichen Himmel, der Zug ging über Stock und Stein, Berg auf, Berg ab, durch Wüsten und Wälder, über Stoppeln und Felder, sonder Ruh und Rast, in vollem Trab. Nach einer guten Stunde begann der Himmel zu grauen: plötzlich verloschen alle Windlichter; Reinald fand sich unsanft auf die Erde gesetzt, ohne zu wissen, wie ihm geschah; der Phäton mit Roß und Wagen war verschwunden, aber bei dem Schimmer der Morgenröthe sahe er sechs schwarze Ameisen zwischen seinen Füßen gallopiren, die eine Nußschale fortzogen.

Der männliche Ritter wußte sich das Abenteuer nun leicht zu erklären; er hütete sich sorgfältig, eine Ameise etwa unversehens zu zertreten, erwartete ganz ruhig den Aufgang der Sonne, und weil er sich noch innerhalb der Gränzen des Waldes befand, beschloß er, seine beiden jüngern Schwestern gleichfalls aufzusuchen, und wenn es ihm nicht gelingen sollte, sie zu entzaubern, ihnen wenigstens einen Besuch zu machen.

Drei Tage irrte er vergebens im Walde umher, ohne daß ihm etwas Sonderbares aufstieß. Eben

hatte

er die letzten Ueberbleibsel eines Milchbrodes von Schwager Albert des Bären Tafel aufgezehrt, als er hoch über sich in der Luft etwas rauschen hörte, wie wenn ein Schiff in vollem Segeln die Wellen durchschneidet. Er schauete auf und erblickte einen prächtigen Adler, der sich aus der Luft auf ein Nest herabließ, das er auf einem Baume hatte. Reinald war über diese Entdeckung hoch erfreut, verbarg sich im Unterwuchs der Holzung, und lauerte, bis der Adler wieder aufliegen würde. Nach sieben Stunden hob er sich vom Neste; alsbald trat der lauschende Jüngling hervor in's Freie, und rief mit lauter Stimme: Adelheid, geliebte Schwester, wenn du auf dieser hohen Eiche hausest, so antworte meiner Stimme: ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, dein Bruder, der dich suchet, und die Bande des mächtigen Zaubers zu zerstören strebt, die dich fesseln. Sobald er aufgehört hatte zu reden, antwortete eine sanfte, weibliche Stimme von oben, wie aus den Wolken: Bist du Reinald, das Wunderkind, so sey willkommen deiner Schwester Adelheid, säume nicht, zu ihr heraufzukommen, die Trostlose zu umarmen.

Entzückt über diese frohe Botschaft, wagte der Ritter freudig den Versuch, den hohen Baum hinaufzuklettern, aber vergebens. Dreimal lief er rund um den Stamm, aber der war zu dicke, ihn zu umklaftern, und die nächsten Aeste viel zu hoch, sie zu erfassen. Indem er begierig auf Mittel sann, seinen Zweck zu erreichen, fiel eine seidene Strickleiter herab, durch deren Beihülfe er bald bis in den Gipfel des Baumes zu dem Adlerneste gelangte; es war so geräumig und

so feste gebauet, wie ein Altan auf einer Linde. Er fand seine Schwester unter einem Thronhimmel sitzend, von außen gegen die Witterung mit Wachstaffet bekleidet, und inwendig mit rosenfarbenem Atlas ausgeschlagen; auf ihrem Schoose lag ein Adlerei, welches auszubrüten sie beschäftigt war. Der Empfang war auf beiden Seiten sehr zärtlich, Adelheid hatte genaue Kundschaft von ihres Vaters Hause, und wußte, daß Reinald ihr nachgeborner Bruder war. Edgard, der Aar, ihr Gemahl, war auf Wochen verwünscht. Alle sieben Wochen war eine von der Bezauberung frei. In dieser Zwischenzeit hatte er seiner Gemahlin zu Liebe, unerkannterweise oft das Hoflager seines Schwiegervaters besucht, und gab ihr von Zeit zu Zeit Nachricht, wie es in ihres Vaters Hause stand. Adelheid lud ihren Bruder ein, die nächste Verwandlung bei ihr abzuwarten; und obgleich der Termin erst in sechs Wochen bevorstand, so willigte er doch gern ein. Sie versteckte ihn in einen hohlen Baum, und beköstigte ihn täglich aus dem Magazin unter ihrem Sopha, das mit Schiffsprovision, das heißt, solchen Eßwaaren, die sich erhalten, auf sechs Wochen reichlich versehen war. Sie entließ ihn mit der wohlmeinenden Vermahnung: so lieb dir das Leben ist, hüte dich vor Edgards Adlerblick, sieht er dich in seinem Gehege, so ist's um dich geschehen; er hackt dir die Augen aus, und frißt dir das Herz ab, wie er nur erst gestern dreien deiner Knappen that, die dich hier im Walde suchten.

Reinald schauderte über das Schicksal seiner Knappen, versprach seiner wohl zu wahren, und harrete

in dem Pathmus des hohlen Baumes sechs langweilige Wochen aus; doch genoß er das Vergnügen, mit seiner Schwester zu kosen, so oft der Adler vom Neste flog. Aber für diese Prüfung seiner Geduld wurde er nachher durch sieben freudenvolle Tage sattsam entschädiget.

Die Aufnahme beim Schwager Aar war nicht minder freundschaftlich, als beim Schwager Bär. Sein Schloß, sein Hofstaat, Alles war hier so, wie dort; jeder Tag war ein Freudenfest, und die Zeit der fatalen Verwandlung rückte nur zu geschwind herbei. Am Abend des siebenten Tages entließ Edgar seinen Gast mit den zärtlichsten Umarmungen, doch warnte er ihn, sein Gehege nicht wieder zu betreten. Soll ich mich, sprach Reinald wehmüthig, ewig von euch scheiden, ihr Geliebten? Ist's nicht möglich, den unglücklichen Zauber zu lösen, der euch hier gefangen hält? Hätte ich hundert Leben zu verlieren, ich wagte sie alle, euch zu erlösen. Edgar drückte ihm herzig die Hand: Dank, edler junger Mann, für eure Liebe und Freundschaft; aber laßt das kecke Unternehmen schwinden. Es ist möglich, unsern Zauber zu lösen; aber ihr sollt's, ihr dürft's nicht. Wer's beginnt, den kostet es das Leben, wenn's mißlingt, und ihr sollt nicht das Opfer für uns werden.

Durch diese Rede wurde Reinalds Heldenmuth nur noch mehr angefeuert, das Abenteuer zu bestehen. Seine Augen funkelten vor Verlangen, und die Wangen röthete ein Strahl von Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen. Er drang in den Schwager Edgar, ihm das Geheimniß mitzutheilen, wie der Zauber des Waldes aufzulösen sey; doch dieser wollte ihm nichts

enträthseln, aus Sorge, das Leben des kühnen Jünglings in Gefahr zu setzen. Alles, was ich euch sagen kann, lieber Bruder, sprach er, ist, daß ihr den Schlüssel der Bezauberungen finden müßt, wenn es euch gelingen soll, uns zu erlösen. Seyd ihr vom Schicksal bestimmt, unser Befreier zu seyn, so werden euch die Sterne Weg und Bahn anzeigen, wo ihr ihn zu suchen habt; wo nicht, so ist Thorheit all euer Beginnen. Hierauf zog er seine Brieftasche hervor, und nahm daraus drei Adlerfedern, die er dem Ritter darreichte, sich seiner dabei zu erinnern. Wenn ihm einst Hülfe Noth thäte, sollte er sie zwischen den Händen reiben, und den Erfolg erwarten. D'rauf schieden sie freundlich auseinander. Edgards Hofmarschall und das Hofgesinde begleiteten den lieben Fremdling durch einen langen Gang, mit emporstrebenden Weymouths-Fichten, Kiefern und Elbenbäumen bepflanzt, bis zum Ausgang des Geheges, und als er außerhalb desselben war, schloßen sie das Gartenthor zu und kehrten eilig zurück, denn die Zeit der Verwandlung stand bevor.

Reinald setzte sich unter eine Linde, das Wunder mit anzusehen; der Vollmond leuchtete hell und klar; er sah das Schloß noch gar deutlich über die Gipfel der hohen Bäume hervorragen. Aber in der Morgendämmerung sah er sich in einen dicken Nebel eingehüllt, und wie diesen die aufgehende Sonne niederdrückte, war Schloß und Park und Gartenthor verschwunden, und er befand sich in einer traurigen Einöde, oben auf einer Felsenwand neben einem unermeßlichen Abgrund.

Der junge Abenteurer blickte ringsumher, einen Weg hinab in's Thal zu finden; da ward er in der Ferne einen See gewahr, dessen Spiegelfläche der Abglanz der Sonnenstrahlen versilberte. Mit großer Mühe arbeitete er sich den ganzen Tag durch den dichtverwachsenen Wald; sein Dichten und Trachten war nur auf den See gerichtet, wo er seine dritte Schwester Bertha vermuthete; aber je weiter er in den wilden Busch hineinkam, je undurchdringlicher ward er; der See verlor sich aus seinen Augen, und mit ihm die Hoffnung, ihn wieder zu erblicken. Gegen Sonnenuntergang sah er zwar die Wasserfläche wieder zwischen den Bäumen durchschimmern, als der Wald lichter wurde; aber dennoch erreichte er das Ufer nicht vor hereinbrechender Nacht. Ermüdet schlug er sein Lager unter einem Feldbaum auf, und erwachte nicht eher, bis die Sonne schon hoch am Himmel stand. Durch den Schlaf fand er sich gestärket und seine Glieder rüstig und wacker; er sprang rasch auf und wandelte längs dem Ufer hin voller Gedanken und Anschläge, wie er zu seiner Schwester im Weiher gelangen möchte. Vergebens ließ er seinen Spruch und Gruß erschallen: Bertha, geliebte Schwester, hausest du in diesem Weiher, so gieb Antwort auf meine Rede, ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, dein Bruder, der dich aufsucht, deinen Zauber zu lösen und dich aus diesem nassen Gefängniß herauszuführen. Ihm antwortete nichts, als das vielstimmige Echo vom Walde her. O ihr lieben Fische, fuhr er fort, als ganze Schaaren rothgesprengter Forellen an's Ufer schwammen und den jungen Fremdling anzugaffen schienen, ihr

lieben Fische, sagt's eurer Gebieterin an, daß ihr Bruder hier am Ufer harret, ihr zu begegnen. Er zerpflückte alle Brodfragmente, die er noch in seinen Taschen fand, und warf sie in den Teich, die Fische damit zu bestechen, ob sie seiner Schwester von ihm Botschaft bringen möchten; allein die Forellen schnappten die Semmelbrocken gierig auf, ohne sich um ihren Wohlthäter weiter zu bekümmern. Reinald sah wohl, daß mit seiner Fischpredigt nichts ausgerichtet war, deßhalb versuchte er auf eine andere Manier sein Unternehmen auszuführen. Als ein flinker Ritter, war er in allen Leibesübungen wohl geübt, und schwimmen konnte er wie eine Wassermaus; darum entschloß er sich kurz, entkleidete sich von seiner Rüstung, nahm von den Waffen nichts als das blanke Schwert in die Hand, und sprang im Waffenrock von feuerfarbenem Atlas (weil er keines Nachens ansichtig wurde, wie weiland sein Vater) beherzt in die Fluthen, um den Schwager Behemot aufzusuchen. Er wird, dachte er, mich nicht gleich verschlingen, und schon ein vernünftiges Wort mit sich reden lassen, wie er bei meinem Vater that. Drauf plätscherte er geflissentlich in den Wellen, das Meerwunder herbeizulocken, und schaukelte auf den blauen Wogen mitten in den Weiher hinein.

So lange es seine Kräfte erlaubten, verfolgte er den nassen Pfad getrost, ohne daß ihm ein Abenteuer aufstieß; wie er aber anfing zu ermatten, schaute er nach dem Gestade um, und sah unfern einen dünnen Nebel aufsteigen, der hinter einer emporstehenden Eisscholle hervorzukommen schien. Er ruderte aus allen

Kräften, die Erscheinung näher zu betrachten, und fand eine kurze Säule von Bergkrystall aus dem Wasser hervorragen, die hohl zu seyn schien, denn aus dieser stieg ein herzerquickender Wohlgeruch in kleinen Dampfwolken in die Höhe, welche der Windsturm spielend auf das Wasser warf. Der kühne Schwimmer vermuthete, daß das wohl der Schlot zu der unterirdischen Wohnung seiner Schwester seyn könne. Er wagte es also, darin hinabzuschlupfen, und diese Vermuthung täuschte ihn nicht. Der Rauchfang führte unmittelbar in den Kamin des Schlafgemachs der schönen Bertha, welche eben beschäftigt war, im reizendsten Morgenanzug ihren Chokolat bei einem kleinen Feuer von rothem Sandelholz zu bereiten. Wie die Dame das Geräusch im Schlote vernahm, und auf einmal zwei Menschenfüße den Kamin herabzappeln sah, wurden ihre Lebensgeister von diesem unerwarteten Besuch so sehr überrascht, daß sie vor Schrecken den Chokolatentopf umstieß, und rücklings auf ihren Armstuhl in Ohnmacht sank. Reinald rüttelte sie so lange, bis sie wieder zu sich selbst kam, und sobald sie sich ein wenig erholt hatte, sprach sie mit matter Stimme: Unglücklicher, wer du auch seyn magst, wie darfst du es wagen, diese unterirdische Wohnung zu betreten? Weißt du nicht, daß diese Vermessenheit dir den unvermeidlichen Tod bringt? —

Fürchte nichts, meine Liebe, sprach der wackere Ritter, ich bin dein Bruder Reinald, das Wunderkind genannt, der weder Gefahr noch Tod scheut, seine geliebten Schwestern aufzusuchen, und die Bande des mächtigen Zaubers aufzulösen, der sie fesselt.

Bertha umarmte ihren Bruder zärtlich; aber ihr schlanker Leib zitterte vor Furcht.

Ufo, der Delphin, ihr Gemahl, hatte den Hof seines Schwiegervaters gleichfalls zuweilen im strengsten Incognito besucht, und unlängst in Erfahrung gebracht, daß Reinald ausgezogen sey, seine Schwestern aufzusuchen. Dieß kühne Vorhaben des Jünglings hatte er oft beklagt: wenn ihn, sprach er, Schwager Bär nicht frißt, noch Schwager Aar ihm die Augen aushackt, so wird ihn doch Schwager Delphin verschlingen; ich fürchte, in der Anwandlung thierischer Wuth dem Triebe nicht widerstehen zu können, ihn hinunterzuschlucken; und wenn du ihn mit deinen zarten Armen umfaßtest, du Liebe, um ihn zu schützen, so würde ich deine krystallene Wohnung zertrümmern, daß dich die hereinströmenden Fluthen ersäuften, und ihn würde ich in meinem Wallfischbauch begraben; denn zur Zeit der Verwandlung, weißt du, ist unsere Wohnung jedem Fremden unzugänglich.

Alles das verhehlte die schöne Bertha ihrem Bruder nicht; er aber antwortete: kannst du mich nicht vor den Augen des Meerwunders verbergen, wie deine Schwestern thaten, daß ich hier weile, bis der Zauber schwindet? Ach, versetzte sie, wie könnte ich dich verbergen? Siehest du nicht, daß diese Wohnung von Krystall ist, und daß alle Wände so durchsichtig sind, wie der Eishimmel? Es wird doch irgend ein undurchschaubarer Winkel im Hause seyn, gegenrednete Reinald; oder bist du die einzige deutsche Frau, welche die Augen ihres Mannes nicht zu täuschen vermag? Die schöne Bertha war in dieser Kunst ganz unerfahren, sie sann und sann, endlich fiel ihr noch zum Glück die Holzkammer ein, wohin sie

ihren Bruder bergen könnte. Er nahm den Vorschlag ohne Einwendung an, verschränkte das Holz in der durchsichtigen Kammer so kunstreich, wie ein Biber seinen unterirdischen Bau, und verbarg sich darin auf's beste. Die Dame eilte darauf an ihren Putztisch, setzte sich so reizend auf als möglich, legte eines der schönsten Kleider an, das ihren schlanken Wuchs begünstigte, gieng in's Audienzzimmer, harrend auf den Besuch ihres Gemahls, des Delphins, und stand da so minniglich, wie eine der drei Grazien in der Einbildungskraft eines Dichters. Ufo, der Delphin, konnte des Umgangs seiner liebenswerthen Gemahlin während der Zeitperiode der Verzauberung nicht anders genießen, als daß er ihr täglich einen Besuch machte, sie von außen durch das gläserne Haus sah, und sich an dem Anblick ihrer Schönheit weidete.

Kaum hatte die holde Bertha ihr Sprachzimmer betreten, so kam der ungeheure Fisch herangeschwommen; das Wasser fieng schon von weitem an zu rauschen, und die Fluthen kräuselten sich in Wirbeln rings um den krystallenen Palast, das Meerwunder stand von außen vor dem Gemach, athmete Ströme von Wasser ein, und stürzte sie wieder aus seinem weiten Schlunde hervor, gaffte dabei mit glotzenden, meergrünen Augen die schöne Frau stumm und staunend an. So sehr sich auch die gute Dame angelegen seyn ließ, eine unbefangene Miene zu heucheln, so wenig war das in ihrer Gewalt: alle Schelkelei und Verstellung war ihr ganz fremd, das Herz bebte und bangte ihr, der Busen hob sich hoch und schnell, ihre Wangen und Lippen glüheten und erbleichten plötzlich wieder. Der Delphin hatte ungeachtet seiner dämischen Fischnatur dennoch so viel physiognomisches Gefühl, daß

er aus diesen Anzeichen Unrath merkte, und pfeilgeschwind fortschoß. Er umkreiste den Palast in unzähligen Schraubengängen, und trieb solchen Unfug in den Wogen, daß die krystallene Wohnung davon erbebte, und die erschrockene Bertha nicht anders glaubte, er würde solche augenblicklich zerschellen. Der spähende Delphin konnte indessen bei dieser strengen Haussuchung nichts wahrnehmen, was seinen Verdacht zu bestärken schien; daher ward er allmählig ruhiger, und zum Glück hatte er durch sein Toben das Wasser so getrübt, daß er nicht sehen konnte, in welchem Zustand die bängliche Bertha sich befand. Er schwamm fort, die Dame erholte sich wieder von ihrem Schrecken. Reinald verhielt sich still und ruhig in der Holzkammer, bis die Zeit der Verwandlung herankam; und obgleich allem Ansehen nach Schwager Delphin nicht allen Verdacht schwinden ließ (denn er vergaß nie bei seinem täglichen Besuch dreimal die Runde um's Haus zu schwimmen, und alle Winkel des krystallenen Palastes zu durchspähen), so gebärdete er sich doch nicht so wüthig dabei, als das erstemal. Die Stunde der Verwandlung befreite endlich den duldsamen Gefangenen aus der einsamen Holzkammer.

Als er eines Tages erwachte, befand er sich in einem königlichen Palast auf einer kleinen Insel. Gebäude, Lustgärten, Marktplätze, Alles schien auf dem Wasser zu schwimmen, hundert Gondeln schwankten auf den Kanälen auf und ab, und Alles lebte und webte auf den offenen Plätzen in fröhlicher Geschäftigkeit; kurz, das Schloß des Schwager Delphins war ein kleines Venedig. Der Empfang des jungen Ritters war hier eben so herzig und freundschaftsvoll, als an den Höfen der beiden andern Schwäger. Ufo, der Delphin, war auf Monden ver-

wünscht; der siebente war jedesmal der Rastmonat der Bezauberung: von einem Vollmond bis zum andern gedieh alles in seinem natürlichen Zustand. Weil Reinalds Aufenthalt hier länger dauerte, so ward er mit dem Schwager Ufo auch bekannter, und lebte mit ihm vertrauter, als mit den andern. Seine Neugierde peinigte ihn schon lange, zu erfahren, durch welches Schicksal die drei Prinzen in den unnatürlichen Zustand der Bezauberung wären versetzt worden, er forschte fleißig deßhalb an der Schwester Bertha, aber die konnte ihm keine Auskunft geben, und Ufo beobachtete über diesen Punkt ein geheimnißvolles Stillschweigen. Reinald erfuhr also nicht, was er wünschte. Unterdessen eilten die Tage der Freude auf den Fittigen der Winde dahin, der Mond verlor seine Silberhörner und rundete seine Gestalt mehr mit jedem Tage.

Bei einer empfindsamen Abendpromenade verständigte Ufo seinem Schwager Reinald, daß die Zeit der Trennung in wenig Stunden bevorstehe, und mahnte ihn an, zu seinen Eltern zurückzukehren, die seinethalben in großer Sorge lebten; die Mutter sey untröstlich, seitdem es am Hofe kund worden, daß er nicht nach Flandern, sondern in den Zauberwald auf Abenteuer ausgegangen sey. Reinald fragte, ob der Wald noch viele enthalte, und vernahm, es sey nur noch eins übrig, davon er bereits Kundschaft habe: nämlich, um den Minnesold, den Schlüssel der Bezauberungen zu suchen, und den kräftigen Talisman zu zerstören; so lange dieser wirke, sey für die Prinzen keine Erledigung zu hoffen. Aber, fügte Ufo der

Delphin freundschaftlich hinzu, folgt gutem Rathe, junger Mann! dankt den translunarischen Mächten und dem Schutz der Damen, euern Schwestern, daß ihr nicht das Opfer eures kühnen Unterfangens, den Zauberwald zu durchstreifen, geworden seyd. Laßt euch genügen an dem Ruhm, den ihr erworben habt, ziehet hin, und gebt euren Eltern Bericht von allem dem, was ihr gesehen und gehört habt, und führt durch eure Rückkehr die gute Mutter vom Rande des Grabes zurück, wohin sie Harm und Gram um euch gebracht. Reinald versprach, was Schwager Ufo verlangte, mit Vorbehalt zu thun, was er wollte; denn die Herren Söhne, wenn sie mütterlicher Zucht entwachsen, groß und bengelhaft worden sind, und sich auf den tollen Rappen schwingen, kümmern sich wenig um die treuen Mutterzähren. Ufo merkte bald, worauf des Jünglings Sinn gestellt war; deßhalb zog er seine Brieftasche hervor, und nahm daraus drei Fischschuppen, reichte sie ihm zum Geschenk dar, und sprach: wenn euch einst Hülfe Noth thut, so reibt sie zwischen den Händen, daß sie flugs erwarmen, und erwartet den Erfolg.

Reinald bestieg eine schöne vergoldete Gondel, und ließ sich durch zwei Condelirer an's feste Land rudern. Kaum war er am Gestade, so verschwand die Gondel, das Schloß, die Gärten, die Marktplätze, und es blieb von all' der Herrlichkeit nichts übrig, als ein großer Fischteich mit hohem Schilf bewachsen, welches ein kühles Morgenlüftchen durchsäuselte. Der Ritter befand sich wieder an dem Platze, wo er vor drei Monden kühnlich in's Wasser sprang, sein Schild

und Harnisch lag noch auf der Stelle und der Speer stand daneben gepflanzt, wie er seine Waffen verlassen hatte. Er aber gelobte sich selbst, nicht eher zu rasten, bis der Schlüssel der Bezauberungen in seiner Hand wäre.

Wer sagt mir an den geraden Weg, und wer leitet meinen Fuß auf die rechte Bahn, die zu dem wunderbarsten der Abenteuer führt, in diesem gränzenlosen Walde? — O ihr translunarischen Mächte, blickt freundlich auf mich herab, und wenn ein Erdensohn diesen mächtigen Zauber lösen soll, so laßt mich diesen glücklichen Sterblichen seyn!

So sprach Reinald ganz in sich gekehrt, und gieng fürbaß seine unwegsame Straße waldeinwärts. Er durchstrich sieben Tage lang sonder Furcht noch Grausen die endlose Wildniß, und schlief sieben Nächte lang unter freiem Himmel, daß seine Waffen vom nächtlichen Thau rosteten. Am achten Tage erstieg er eine Felsenzinne, von der er wie vom St. Gotthards-Berge in unwirthbare Tiefen hinabblickte Von der Seite öffnete sich ein Thal mit grüner Vinca überzogen, von hohen Granitfelsen umschlossen, welche Schierlingstannen und traurige Cipressen überragten. In der Ferne kam's ihm vor, als sähe er da ein Monument aufgerichtet. Zwei kolossenmäßige Marmorsäulen mit ehernen Knäufen und Füßen trugen ein Dorisches Gebälke, welches an eine Felsenwand gelehnt war, und ein stählernes Thor überschattete, mit starken Bändern und Riegeln versehen; auch lag noch zum Ueberfluß ein Anwurf davor, von der Größe eines Scheffels. Unfern des Portals weidete ein

schwarzer Stier im Grase, mit funkelnden, umher-schauenden Augen, als wenn er den Eingang zu bewachen hätte.

Reinald zweifelte nicht, daß er das Abenteuer gefunden habe, von dem ihm Schwager Ufo, der Delphin Erwähnung that; und sogleich beschloß er solches zu bestehen, und schlüpfte von der Felsenzinne hinab in's Thal. Er nahete dem Stier auf einen Bogenschuß, ehe ihn dieser zu bemerken schien; aber nun sprang er rasch auf, lief wüthig hin und her, als rüste er sich zum Kampf gegen den Ritter, wie ein Andalusischer, schnaubte gegen den Erdboden, daß sich Staubwolken emporhoben, stampfte mit den Füßen, daß der Grund erbebte, und schlug mit den Hörnern gegen die Felsen, daß sie in Stücken sprangen. Der Ritter setzte sich in eine angreifende Stellung, und wie der Stier auf ihn anlief, vermied er das gewaltsame Horn durch eine geschickte Wendung, und führte einen so kräftigen Schwertstreich nach dem Halse des Ungethüms, daß er vermeinte, das Haupt vom Rumpfe zu sondern, wie der tapfere Skanderberg. O Jammer! der Hals des Stiers war für Stahl und Eisen unverwundbar: Das Schwert zerbrach in Stücken, und der Ritter behielt nur das Heft in der Hand. Er hatte nichts zu seiner Vertheidigung übrig, als eine Lanze von Ahornholz mit einer zweischneidigen Spitze von Stahl; aber auch die zerknickte beim zweiten Angriff wie ein schwacher Strohhalm. Der stößige Ochs erfaßte den wehrlosen Jüngling [illegible] Hörnern, und schleuderte ihn wie einen [illegible]derball hoch in die Luft, auflauernd, ihn

aufzufangen, oder mit den Füßen zu zertreten. Glücklicherweise gerieth er im Fallen zwischen die ausgebreiteten Aeste eines wilden Birnbaums, die ihn wohlthätig umfaßten. Ob ihm gleich alle Rippen im Leibe knackten, so blieb ihm doch noch so viel Besinnungskraft, daß er sich fest an den Baum anklammerte, denn der wüthige Ochs stieß mit seiner ehernen Stirne so gewaltsam gegen den Stamm, daß dieser sich aus der Wurzel hob, und zum Fall neigte.

In dieser Zwischenzeit, als der mörderische Stier sich wendete, einen Anlauf zu nehmen, den gewaltsamen Stoß zu wiederholen, dachte Reinald an die Geschenke seiner Schwäger. Der Zufall führte ihm das Papier mit den drei Bärenhaaren zuerst in die Hand, er rieb sie aus allen Kräften, und in dem Augenblicke kam ein grimmiger Bär daher getrabet, der einen harten Kampf mit dem Stier begann; der Bär ward seiner bald mächtig, würgte ihn nieder und zerrieß ihn in Stücken. Wie sich der hohle Bauch öffnete, flog heraus ein scheuer Entvogel, der mit großem Geschrei davon flog. Reinald ahnete, daß dieser Zauber, des Sieges, welchen der Bär erkämpft hatte, spottete, und den Gewinn desselben davon trage; er griff deßhalb flugs nach den drei Federn und rieb sie zwischen den Händen. Darauf erschien ein mächtiger Adler hoch in der Luft, vor welchem der furchtsame Entvogel sich nieder in's Gebüsche drückte; der Adler schwebte in unermessener Höhe über ihm. Wie der Ritter das bemerkte, scheuchte er den Entrich auf und verfolgte ihn, bis der Wald lichter wurde, und weil er sich nicht mehr bergen

konnte, flog er auf und nahm seinen Flug gerade nach dem Weiher zu. Der Adler aber schoß aus den Wolken herab, ergriff und zerfleischte ihn mit seinen mächtigen Fängen. Indem er starb, ließ er ein goldnes Ei in den Weiher fallen. Der aufmerksame Reinald wußte auch dieser neuen Täuschung zu begegnen; er rieb flugs die Fischschuppen zwischen den Händen; da hob sich ein Wallfisch aus dem Wasser, der das Ei in seinem weiten Rachen auffing und es an's Land spie. Deß war der Ritter froh in seinem Herzen, und säumte sich nicht, das goldne Ei mit einem Stein entzwei zu schlagen. Da fiel ein kleiner Schlüssel heraus, den er triumphirend für den Schlüssel der Bezauberungen erkannte.

Schnellfüßig eilt er nun zu dem stählernen Portal zurück. Der Zwergschlüssel schien für das riesenmäßige Vorlegschloß nicht gemacht zu seyn, inzwischen wollte er doch einen Versuch damit machen; aber kaum berührte der Schlüssel das Schloß, so sprang es auf, die schweren eisernen Riegel schoben sich von selbst zurück, und die stählerne Pforte that sich auf. Frohen Muthes stieg er in eine düsterne Grotte hinab, in welche sieben verschiedene Zimmer führten, allesammt prächtig aufgeputzt, und herrlich mit Wallrathlichtern beleuchtet. Reinald durchwandelte alle nach der Reihe, und trat aus dem letztern in ein Kabinett, wo er eine junge Dame ansichtig wurde, die auf einem Sopha in einem unerwecklichen magischen Schlummer ruhete. Bei diesem herzanfassenden Anblick erwachte in seiner Brust das Gefühl der Liebe: still und staunend stand er da, und verwandt kein Auge von ihr, ein Beweis seiner Unerfahrenheit und Unschuld, der ihm und der Zeit, worin er lebte, zur Ehre gereicht.

Nach-

Nachdem Ritter Reinald sich von seinem Erstaunen erholt hatte, blickte er ein wenig im Zimmer umher, und sah der schlafenden Dame gegenüber eine alabasterne Tafel voll wunderbarer Charaktere. Er vermuthete, daß darauf der Talisman eingegraben sey, der alle Zaubereien des Waldes in ihrer Kraft erhielt. Aus gerechtem Unwillen ballte er seine Faust, mit dem eisernen Handschuh bewaffnet, und schlug mit Mannskraft dagegen. Sogleich fuhr die schöne Schläferin schrecklich zusammen, erwachte, that einen scheuen Blick nach der Tafel, und sank in ihren betäubenden Schlummer zurück. Reinald wiederholte den Schlag, und es erfolgte Alles, so wie vorher. Nun war er darauf bedacht, den Talisman zu zerstören; aber er hatte weder Schwert noch Speer, nichts als zwei rüstige Arme. Mit diesen erfaßt er die magische Tafel, und stürzte sie vom hohen Postament auf das Marmorpflaster herab, daß sie in Stücken zerfiel. Augenblicklich erwachte die junge Dame wieder aus ihrem Todtenschlummer, und bemerkte nun erst beim dritten Erwachen die Gegenwart eines Ritters, der sich gar tugendlich und ehrlich auf ein Knie vor ihr niederließ. Doch ehe er zu reden anhub, verhüllte sie ihr holdseliges Angesicht mit ihrem Schleier, und sprach gar zornmüthig. Hinweg von mir, schändlicher Unhold! Auch in der Gestalt des schönsten Jünglings sollst du weder meine Augen täuschen, noch mein Herz betrügen. Du kennst meine Gesinnung, laß mir meinen Todtenschlaf, worein mich deine Zauberei versetzt hat.

Reinald begriff den Irrthum der Dame, darum ließ er sich diese Sprache nicht befremden, und gegenredete also: Holdes Fräulein, zürnet nicht! Ich bin nicht der

gefürchtete Unhold, der euch hier gefangen hält, ich bin Graf Reinald, das Wunderkind genannt, sehet hier den Zauber zerstöret, der eure Sinne umnebelt hatte. Das Fräulein blinzte ein wenig unter dem Schleier hervor, und als sie die alabasterne Tafel zertrümmert sah, wunderte sie sich baß über die kühne That des jungen Abenteurers, blickte ihn holdselig an, und er gefiel ihren Augen. Sie hob ihn freundlich auf, indem sie ihm die Hand reichte, und sprach: Ist's so, wie ihr saget, edler Ritter, so vollendet euer Werk und führet mich aus dieser grausenvollen Höhle, daß ich Gottes Sonne glänzen sehe, wenn's draußen taget; oder die goldnen Sternlein am nächtlichen Himmel.

Reinald bot ihr den Arm, sie durch die sieben Prunkzimmer zu führen, durch welche er eingetreten war. Er öffnete die Thür; aber draußen war's ägyptische Finsterniß, daß man das Dunkel greifen konnte, wie im Anfang der Schöpfung, ehe der elektrische Strahl des Lichtes angezündet war. Alle Kerzen waren erloschen, und die krystallenen Kronleuchter goßen nicht mehr ihren sanften Schimmer aus den hohen Kuppeln der Basaltgewölbe herab, das edle Paar tappte lange im Dunkel, ehe sie sich aus diesen labyrinhtischen Gängen herausfanden, und des Tages Schimmer durch den fernen Eingang einer unförmlichen Felsenhöhle hereindämmern sahen. Die Entzauberte empfand die herzerquickende, balsamische Kraft der allbelebenden Natur, und athmete mit Entzücken den Blumenduft, den ihr der laue Zephyr über die blühenden Auen entgegen wehete. Sie setzte sich mit dem schlanken Ritter in's Gras, und er entbrannte gegen sie in heißer Liebe; denn sie war schön, wie das Meisterstück der Schöpfung,

das erste Weib aus Adams Rippen geformt. Doch quälte ihn eine andere Leidenschaft schier noch mehr, das war die Begierde, zu erfahren, wer die schöne Unbekannte sey, und wie sie in diesen Wald verzaubert worden. Er bat sie züchtiglich, ihm davon Bescheid zu geben, und das Fräulein that ihren Rosenmund auf, und sprach:

Ich bin Hildegard, die Tochter Radbods, des Fürsten von Pommerland. Zornebock, der Sorbenfürst, begehrte mich von meinem Vater zur Gemahlin; weil er aber ein scheußlicher Riese und ein Heide war, auch in dem Ruf stand, daß er ein großer Schwarzkünstler sey, ward er unter dem Vorwand meiner zarten Jugend abgewiesen. Darüber ergrimmte der Heide so sehr, daß er meinen guten Vater befehdete, ihn in einem Treffen erlegte, und sich seiner Länder bemächtigte. Ich war zu meines Vaters Schwester, der Gräfin von Vohburg geflohen, und meine drei Brüder, allesammt stattliche Ritter, waren der Zeit außer Landes auf ihren Ritterzügen. Dem Zauberer konnte mein Aufenthalt nicht verborgen bleiben, und sobald er meines Vaters Land in Besitz genommen hatte, beschloß er, mich zu entführen; und vermöge seiner Zauberkünste war ihm das ein Leichtes. Mein Oheim, der Graf, war ein Liebhaber von der Jagd, ich pflegte ihn oft dahin zu begleiten, und alle Ritter seines Hofes wetteiferten bei dieser Gelegenheit, mir immer das schönste Pferd anzubieten. Eines Tages drängte sich ein unbekannter Stallmeister mit einem herrlichen Apfelschimmel zu mir heran, bat mich im Namen seines Herrn, dieses Pferd zu besteigen, und zu würdigen, es als mein Eigenthum aufzunehmen. Ich fragte nach dem Namen seines Herrn, er entschuldigte sich, diese Frage nicht eher zu

beantworten, bis ich den Gaul erprobt, und nach der Rückkehr von der Jagd mich würde erklärt haben, daß ich das Geschenk nicht verschmähe. Ich konnte dieses Anerbieten nicht wohl ausschlagen, über das war das Pferd so prächtig gerüstet, daß es die Augen des ganzen Hofes auf sich zog. Gold und Edelsteine und prächtige Stickerei war an der purpurnen Satteldecke verschwendet. Ein rother seidener Zaum lief vom Gebiß am Halse hinauf, Stangen und Bügel waren von gediegenem Golde, dicht mit Rubinen besetzt. Ich schwang mich in den Sattel, und hatte die Eitelkeit, bei dieser Kavalkade mir selbst zu gefallen. Der Gang des edlen Rosses war so leicht und so gemächlich, daß es mit dem Huf die Erde kaum zu berühren schien. Leichtfüßig setzte es über Graben und Hecken, und die kühnsten Reiter vermochten nicht, ihm zu folgen. Ein weißer Hirsch, der mir bei der Jagd aufstieß, und dem ich nacheilte, zog mich tief in den Wald, und trennte mich von dem Gefolge der Jäger. Um mich nicht zu verirren, verließ ich den Hirsch, zum Sammelplatz der Jagd zurückzukehren; aber das Pferd sträubte sich, mir zu gehorchen, bäumte sich auf, schüttelte die Mähne, und wurde wild. Ich versuchte es zu begütigen; aber in dem Augenblick nahm ich mit Entsetzen wahr, daß sich der Apfelschimmel unter mir in ein gefiedertes Ungethüm verwandelte: die Vorderfüße breiteten sich in ein paar Flügel aus, der Hals verlängerte sich, an dem Kopf streckte sich ein breiter Schnabel hervor, ich sah einen hochbeinigen Hippogryphen unter mir, der einen [illegible]lauf nahm, sich mit mir in die Luft schwang, und in [illegible] als einer Stunde in diesen Wald versetzte, wo er [illegible]r stählernen Pforte eines alten Schlosses niederließ.

Mein erster Schrecken, von dem ich mich noch nicht erholt hatte, vermehrte sich, als ich den Stallmeister erblickte, der mir am Morgen den Apfelschimmel vorgeführt hatte, und sich jetzt ehrerbietig nahte, mir aus dem Sattel zu helfen. Betäubt von Schrecken und Unmuth, ließ ich mich schweigend durch eine Menge Prachtgemächer zu einer Gesellschaft in Galla gekleideter Damen begleiten, die mich als ihre Gebieterin empfingen, und meine Befehle erwarteten. Alle beeiferten sich, mich auf's Beste zu bedienen; aber Niemand wollte mir sagen, wo, und in wessen Gewalt ich mich befände. Ich überließ mich einer stummen Traurigkeit, welche Zornebock der Zauberer auf einige Augenblicke unterbrach, der in der Gestalt eines gelben Zigeuners zu meinen Füßen lag, und um meine Liebe bat. Ich begegnete ihm so, wie mir mein Herz eingab, dem Mörder meines Vaters zu begegnen. Des Wüthrichs Sitten waren wild, seine Leidenschaften stürmten in seiner Brust, er wurde leicht aufgebracht; ich rang mit der Verzweiflung, trotzte seiner Wuth, und forderte ihn auf, seine Drohungen zu erfüllen, den Palast zu zertrümmern, und mich unter den Ruinen zu begraben; aber schnell verließ mich der Unhold, und gab mir Frist, mich zu bedenken.

Nach sieben Tagen erneuerte er seinen verhaßten Antrag; ich wies ihn mit Verachtung von mir, und er stürzte wüthend aus dem Zimmer. Kurz nachher erbebte die Erde unter meinen Füßen, das Schloß schien in den Abgrund hinabzurollen. Ich sank auf meinen Sopha, und meine Sinne schwanden dahin. Aus diesem Todesschlummer erweckte mich des Zauberers

furchtbare Stimme: Erwache, sprach er, liebe Schläferin, aus deinem siebenjährigen Schlummer, und sage mir an, ob die wohlthätige Zeit den Haß gegen deinen getreuen Paladin gemildert hat. Erfreue mein Herz mit dem kleinsten Strahl von Hoffnung, und diese traurige Grotte soll sich in den Tempel der Freude verwandeln. Ich würdigte den schändlichen Zauberer keiner Gegenrede noch eines Anblicks; verhüllte mit meinem Schleier mein Gesicht, und weinte. Mein Trübsinn schien ihn zu rühren, er bat, er flehete, er jammerte laut und wand sich wie ein Wurm zu meinen Füßen. Endlich ermüdete seine Geduld, er sprang rasch auf, und sprach: Wohlan, es sey denn, in sieben Jahren sprechen wir uns wieder! D'rauf hob er die alabasterne Tafel auf's Postament; sogleich fiel sein unwiderstehlicher Schlaf auf meine Augenlieder, bis der Grausame meine Ruhe von Neuem unterbrach. Unempfindliche, redete er mich an, wenn du noch gegen mich grausam bist, so sey es wenigstens nicht gegen deine drei Brüder. Mein untreuer Stallmeister hat ihnen dein Schicksal entdeckt, aber er ist bestraft, der Verräther. Sie sind gekommen, diese Unglücklichen, mit Heereskraft dich aus meiner Hand zu reißen; aber diese Hand war ihnen zu schwer, und sie beseufzen ihre Unbesonnenheit unter mancherlei Gestalten in diesem Walde. Eine so armselige Lüge, zu welcher der Unhold seine Zuflucht nahm, meine Standhaftigkeit zu überwinden, erbitterte mein Herz nur noch mehr gegen ihn. Hohn saß auf meinen Lippen und die bitterste Verachtung. Unglückliche, fuhr der tobende Heide auf, dein Schicksal ist entschieden! Schlaf so lange, als die unsichtbaren Mächte diesem

Talisman gehorchen! Flugs schob er die alabasterne Tafel zurechte, und der magische Taumel raubte mir Leben und Empfindung. Ihr habt mich, edler Ritter, durch Zerstörung des Zaubers aus diesem Todesschlafe erweckt. Aber ich begreife nicht, durch welche Macht ihr diese That habt ausrichten mögen, und was den Zauberer abhalten mag, euch zu widerstehen. Zornebock muß nicht mehr am Leben seyn, ihr würdet sonst an seinem Talisman euch nicht ungestraft vergriffen haben.

Die reizvolle Hildegard urtheilte ganz recht: der Unhold war mit seinen Sorben in's Böhmenland eingefallen, wo damals die Fürstin Libusa aus dem Feengeschlecht regierte, und hatte an ihr, wie der mächtige Cyrus an der Scythen Konigin Tomyris, seine Meisterin gefunden. Zornebock war gegen die berühmte Böhmer-Königin in der Zauberkunst nur ein Lehrling; sie hatte ihn mit ihren Künsten überholt, daß er das Schlachtfeld räumen, und den Streichen eines handfesten Ritters unterliegen mußte, dem sie magische Waffen gab, welchen die Passauer Kunst nicht widerstand.

Als die schöne Hildegard schwieg, nahm Reinald das Wort, und erzählte ihr seine Abenteuer. Wie er ihr Meldung that von den drei verwünschten Prinzen im Walde, die seine Schwäger waren, nahm sie das groß Wunder, denn sie merkte nun, daß Zornebocks Erzählung keine Lüge, sondern Wahrheit gewesen sey. Der Ritter war eben im Begriff, seine Geschichte zu enden: da erhob sich im Gebirg groß Triumphiren und Freudengeschrei. Bald darauf

brachen drei Geschwader Reiter aus dem Walde hervor, an deren Spitze Hildegard ihre Brüder, und Reinald seine Schwestern erkannte. Der Zauber des Waldes war gelöset. Nach wechselseitigen Umarmungen und Freudenbezeugungen verließ die Karavane der Entzauberten die schauervolle Einöde, und begab sich in das alte Waldschloß. Reitende Boten flogen nach der Residenz des Grafen, die frohe Botschaft von der Ankunft seiner Kinder zu verkünden. Der Hof befand sich eben in tiefer Trauer über den Verlust des jungen Grafen, den man als einen Todten beweinte; die Eltern glaubten, daß ihn der Zauberwald auf ewig verschlungen habe. Die trauernde Mutter hatte auf Erden keinen Trost mehr, und fühlte kein Vergnügen als das, für ihre Kinder Todtengepränge anzustellen. Eben war man im Begriff, Reinalds Exequien zu feiern; aber schneller konnte weiland der täuschende Nicolini seinen pantomimischen Schauplatz nicht wandeln, als in der Residenz des Grafen bei dieser frohen Botschaft alle Dinge eine andere Gestalt annahmen: Alles athmete nun wieder Leben und Freude. In wenig Tagen empfand das ehrwürdige Elternpaar die Wonne, ihre Kinder und Enkel zu umarmen. Adelheid hatte seit dem Besuch ihres Bruders aus dem Ei ein liebevolles Fräulein gebrütet, das von der mütterlichen Brust seine kleinen Arme dem Grospapa lächelnd entgegen streckte, und ihm beim Empfang die silberfarbenen Locken zauste. Unter allen Feierlichkeiten dieser glücklichen Wiederkehr, zeichnete sich Reinalds Beilager mit der schönen Hildegard besonders aus. Ein

ganzes Jahr verging unter mancherlei Abwechslungen von Freuden und Ergötzlichkeiten.

Endlich bedachten die Prinzen, daß ein allzulanger Genuß des Vergnügens den männlichen Muth und die Thatkraft ihrer Ritter und Knappen erschlaffen möchte: auch war die Residenz des Grafen zu eng, so viel Hofhaltungen bequem zu fassen; die drei Eidame rüsteten sich also mit ihren Damen zum Abzug. Reinald, der Stammerbe, verließ seine grauen Eltern nimmer, und drückte ihnen als ein frommer Sohn die Augen zu. Albert der Bär kaufte die Herrschaft Askanien, und gründete die Stadt Bernburg; Edgar der Aar zog in der Helvetier Land unter den Schatten der hohen Alpen, und bauete Aarburg an einen Fluß ohne Namen, der aber von der Stadt, an welcher er hingleitet, nachher benennet wurde. Ufo der Delphin that einen Heereszug nach Burgurd, bemächtigte sich eines Theils dieses Reichs, und nannte die eroberte Provinz das Delphinat. Und wie die drei Prinzen bei den Namen ihrer Städte und Dynastien auf das Adenken ihrer Bezauberungen anspielten, so nahmen sie auch ihre Thiergestalten aus der Zauberepoche zum Symbol ihrer Wappen an. Daher kommt es, daß Bernburg einen goldgekrönten Bären, Aarburg einen Adler, und das Delphinat einen Meerfisch im Wappen führet bis auf diesen Tag. Die köstlichen Zahlperlen aber, welche an Gallatagen den Olympus der sämmtlichen Erdengöttinnen unsers Welttheils verherrlichen, und für orientalische geachtet werden, sind die Ausbeute des Weihers im Zauberwald, und befanden sich ehemals in den drei leinenen Säcken.

Der Teufelsberg.

In der Mark, dem Havellande, befindet sich neben dem Dorfe Landin, ein hoher Berg, auf dessen äußerster Spitze ein tiefes Loch, dessen Grund dem Auge unabsehbar ist. Man nennt diesen Berg den Teufelsberg, und es ist eine Sage davon im Umlaufe, welche Folgendes erzählt.

Das Dorf Landin, oder vielleicht ein anderes, welches in längst vergangener Zeit auf derselben Stelle sich befand, auch wahrscheinlich einen andern Namen führte, gehörte einem Manne, der sonst gut von Charakter, nur äußerst leichten Sinnes war. Befand sich Leopold von Bredow im Besitze eines vollen Beutels, so hatte auch Jeder Geld, der nur den Willen zeigte, unter dem Vorwande irgend einer Noth, ihn darum anzusprechen, so fand jeder Scheinfreund eine gedeckte Tafel bei ihm, ein gutes Glas Wein, und eine willige, gastliche Aufnahme, auch wenn man noch so lange seine Gutmüthigkeit in Anspruch nahm. Es fand sich aber dazu begreiflich nicht selten die Gelegenheit, und sein Haus glich mehr einem Gasthause, als dem eines Privatmannes, weil es von Besuchern niemals leer wurde.

Von allen Seiten fanden sich die sogenannten Freunde ein, die Bekannten und Verwandten; denn man schätzte es sich zur Ehre, mit einem so gastfreien wohlhabenden Menschen, wie Herr von Bredow einer war, verwandt, befreundet, oder doch wenigstens bekannt zu seyn; wie glücklich also mußte er sich fühlen indem er daran dachte, wie sehr er geachtet, geliebt

und von Jedermann gesucht wurde. Man fand ihn auch stets heiterer Laune, immer froh, liebenswürdig und dazu geeignet, seinen Gästen als der angenehmste Gesellschafter zu erscheinen.

Frau von Bredow war eine Frau, wie man sanfter und besser von Herzen sie sich nicht zu wünschen vermochte; aber von ganz anderem Temperamente, von ganz anderer Sinnesart, wie ihr Gatte. Nicht etwa, daß der wirklich Arme vergebens ihre Hülfe in Anspruch genommen hätte; o bewahre, vielmehr zeigte sie sich stets bereit, ihn mit Rath und That zu unterstützen. Aber der Ernst ihres Charakters gestattete ihr manchen Blick in die Zukunft; sie vermochte ebenso die sogenannten Freunde ihres Gattin ruhiger zu betrachten, mithin auch richtiger als er zu beurtheilen, und darum unterließ sie es nicht, ihn oftmals zu warnen, wenn er geneigt war, blindlings nur der Mahnung seines Herzens zu folgen. Selten jedoch beobachtete er die guten Rathschläge, welche sie ihm ertheilte, selten achtete er auf ihre Warnungen, und noch seltener war es ihm lieb, wenn sie ihn bei seinen raschen Handlungen aufhielt. Ja, ihre Ermahnungen, ihre gutgemeinten Bitten fielen ihm endlich sogar lästig, die Betrübniß darüber, welche er so häufig auf ihrem Gesichte las, deutete er unrichtig, und es kam bald dahin, daß er ihre Nähe erst scheute, dann vermied, und endlich nur in seinem Hause zu finden war, wenn Gäste es anfüllten, wenn seine Gattin ihretwegen alle Hände voll zu thun, und keine Gelegenheit hatte, mit ihm allein zu sprechen, oder ihm darüber Vorstellungen zu machen, daß diese Lebens-

weise doch unmöglich so fort gehen könnte, weil sie sonst um all ihr Vermögen kommen, und endlich selbst die Hülfe Anderer in Anspruch nehmen müßten.

Durfte nun Frau von Bredow mit ihrem Gatten nicht mehr so oft, wie es nothwendig gewesen wäre, offen über ihre ökonomischen Verhältnisse sprechen, so dachte sie doch desto mehr daran, suchte so viele Ersparnisse im Hausstande einzuführen, als es ihr nur möglich war, und wünschte, auf diese Weise wenigstens den gänzlichen Ruin ihres Vermögens, der ihr gewiß zu seyn schien, so lange es noch seyn konnte, zurückzuhalten. Aber eben diese Entbehrungen waren es, denen sich ihr Gatte nicht unterziehen wollte, die ihn verdrießlich stimmten, um derentwillen er eine Art von Groll gegen sein braves Weib faßte, und ihr zur Last legte, wozu er doch selbst die Ursachen geliefert hatte. Eben diese Entbehrungen waren es, die ihn veranlaßten, endlich sogar der biederen Frau mit Härte zu begegnen, und ihr selten mehr ein freundliches Gesicht zu zeigen. Nur in Gesellschaft seiner sogenannten Freunde sah man ihn von der Zeit an froh gestimmt, und dieses Frohseyn grenzte oft sogar an Ausgelassenheit, weil er die strenge mahnende Stimme seines Gewissens übertäuben wollte. Es ging also in seinem Schlosse beinahe immer in Saus und Braus zu, und sein Vermögen verminderte sich nicht nur, sondern es nahmen seine Schulden bald dergestalt zu, daß er sich weder zu rathen, noch zu helfen wußte. Statt aber deßhalb auf sich selbst zu grollen, als auf die alleinige Ursache dieses Uebelstandes, wandte er seinen Unwillen der tugendhaften Gattin zu, und ward gegen diese mit jedem Tage unfreundlicher.

Da nun aber seine Lage endlich bekannter wurde, so fürchteten die Gläubiger ihr Geld zu verlieren, und bestürmten ihn um die Tilgung ihrer Forderungen. Ihm aber fehlten dazu alle Mittel, und da ihn besonders ein ehemaliger Freund, dem er sein Ehrenwort verpfändet hatte, daß er ihn spätestens in acht Tagen bezahlen wollte, gar arg drängte, so gerieth Bredow beinahe in Verzweiflung, und vermochte kaum eine Minute auf einer Stelle Ruhe zu gewinnen. Besonders war es ihm unangenehm, wenn er seiner Gemahlin begegnete, in ihr von Gram gebleichtes Angesicht sah, und Vorwürfe aus allen ihren Zügen zu lesen meinte. Daß er sie verdiente, daran dachte er nicht; nur daß sie ihn ärgerten, kränkten und ihm unangenehm waren, das empfand er, und daß er um jeden Preis sie von sich zu scheuchen begehrte, gleichfalls.

In solcher Stimmung durchirrte Leopold von Bredow an einem Tage in aller Frühe, als kaum noch die Sonne ihr Lager verlassen hatte, einen dichten Wald, der sein Gebiet begrenzte, wo er sich ganz allein, mithin auch unbeachtet wußte, ließ er seinem Schmerze, seiner Verzweiflung den Zügel, und in trübes Nachdenken verloren, wünschte er, daß er nicht geboren wäre.

Plötzlich stand ein Mann von seltsamem Aussehen vor dem Tadelnswerthen. Seine Kleidung war die eines vornehmen Jägers, eine Flinte hing über seinen Rücken, aber auf dem Barette, das er als Kopfbedeckung trug, wehte ein feuerrother Federbusch. Dieser neigte sich nieder auf die Schultern des

Mannes, und es hatte dieser ein widerlich aussehendes Angesicht; besonders aber verzog sich sein Mund zu einem immerwährenden Lächeln, das nur einem bösen Geiste verwandt zu seyn schien; denn es erregte bei jedem Menschen eine schauerliche Empfindung, Am auffallendsten aber waren die Füße des fremden Jägers, welche einem Klumpfuß oder vielmehr einem Pferdefuß glichen, so wie die Federn auf dem Barette gewißlich Hahnenfedern waren.

„Ei," sagte der Grünrock mit Grinsen, „Ihr seht ja so überaus mißlaunig aus, mein bester Herr von Bredow; könnt ihr mir nicht sagen, wie das kommt, und ob ich vielleicht im Stande bin, eure üble Laune zu verscheuchen?"

Leopold von Bredow stutzte, als der Grünrock ihn so vertraulich ansprach, und ihn zu kennen schien; aber der schwächste Schein einer möglichen Hülfe aus seiner Geldnoth ermuthigte ihn stets, auf Rettung zu hoffen. Deßhalb besann er sich auch nur wenige Augenblicke, was er thun, ob er den dreisten Frager mit harten Worten abweisen, oder ihm seinen schweren Herzenskummer anvertrauen sollte, dann aber überwältigte ihn seine Herzensangst, und er entdeckte sich dem Fremden.

„Ach," erwiederte dieser so laut auflachend, daß es im Walde wiederhallte, „wenn es weiter nichts ist, als Geld, so Ihr begehret, dazu kann ich Euch verhelfen. Aber — ich fordere auch reiche Zinsen."

„Die sollen Euch werden," sagte Herr von Bredow lebhaft, „Ihr könnt selbst die Summe be-

stimmen, welche Ihr dazu aussetzet. Wie viel verlangt Ihr vom Hundert?"

„Vom Hundert?" fragte der Grünrock abermals lachend, „so wahr ich lebe, nicht einen Groschen. Etwas Anderes als Geld sollt Ihr mir geben. Ich mag Eure Gemahlin nicht leiden, und es würde mich freuen, wenn ich sie beleidigen könnte. Wenn Ihr mir daher das Versprechen geben wollt, daß Ihr sie in meine Gewalt liefern werdet, so sollt Ihr von mir einen ganzen Scheffel voll Dukaten erhalten, und zwar übermorgen in der Nacht in der zwölften Stunde. Sobald ihr aber das Geld in Empfang genommen habt, hole ich Eure Gemahlin ab, und zwar, wo ich sie zu dieser Zeit finde."

„Nein," sagte Bredow, „unter dieser Bedingung begehre ich Euer Gold nicht. Meine Gattin ist eine fromme, tugendhafte Frau, und wenn sie auch oft meinen Tadel verdient, weil sie zu schlechtgewählter Zeit die Sittenpredigerin spielt, so verdient sie doch keinesweges, daß ich sie verstoße; viel weniger noch, daß ich sie den Händen ihres Feindes überliefere, denn daß Ihr dieses seyd, gesteht Ihr ja selbst ein, und werdet also Euren Zweck nicht erreichen."

„Nun, wie Ihr wollt!" rief der Grünrock hämisch dabei lachend aus, „doch besinnt Ihr Euch wohl noch eines Andern. Wäre es der Fall, so würdet Ihr mich morgen Vormittag um die zehnte Stunde wieder hier auf derselben Stelle, wo ich jetzt stehe, antreffen."

„Nein, nein!" rief Bredow, schon im Davoneilen, „ich begehre Euch nicht zu finden."

Als er in seiner Behausung angelangt war, fand er daselbst einen Gläubiger, der ihn sehr hart anließ, und ihn bedrohte, er werde ihn, falls er bis zum Sonntage nicht zahle, ohne alle weitere Umstände nach dem Schuldthurm schleppen, auch all sein Hausgeräth versieglen lassen. Dieser Auftritt erschütterte die Frau von Bredow über alle Begriffe so sehr, daß sie, ganz gegen ihren äußerst sanften Charakter, als der Gläubiger sich entfernt hatte, ihrem Gemahl Vorwürfe machte, daß er sein großes Vermögen auf eine so unwürdige Weise verschwendet habe.

Der Schuldige fühlte sich nichts desto weniger verletzt durch ihre Aeußerungen, und verschloß sich in seinem Zimmer, fest entschlossen, das Anerbieten des Grünrocks anzunehmen, und seine Gemahlin, zur Strafe, daß sie ihn durch Vorwürfe so hart beleidigt habe, ihm zu überliefern. Diesen Vorsatz wollte er jedoch schon am nächsten Tage ausführen; denn es war an diesem bereits schon Sonnabend.

Der Grünrock, als er wieder zu ihm kam, schien sehr erfreut über die veränderten Gesinnungen des Herrn von Bredow, und bestellte ihn in der Nacht mit dem Schlage eilf Uhr auf die Spitze eines nahen Berges. „Dorthin," setzte der Grüne hinzu, „bringt einen Scheffel mit, und so er, bis die Uhr zwölf schlägt, nicht voll Dukaten ist, so seyd Ihr nicht verpflichtet, Euer Versprechen zu erfüllen; das Geld aber bleibt jedenfalls Euer."

Nachdem der Grünrock diese Worte gesagt hatte, verschwand er, und Herr von Bredow versank nun in tiefe Gedanken. „Ach," sagte er zu sich selbst,

„was

„was habe ich Strafbarer verbrochen! Wie arg habe ich gesündigt, und wie schweres Unrecht meiner frommen, tugendhaften Gattin zugefügt! Wie wird es mir möglich seyn, und wie arg muß mich Gott nach seiner Gerechtigkeit für die begangenen Frevel bestrafen! Denn, habe ich wohl Geringeres gethan, als mich dem bösen Feinde in der Hölle verschrieben?"

Wirklich fand der Strafbare nirgends einen Augenblick Ruhe, sondern irrte unstät umher bis an den Abend, als schon die Sonne sich neigte. Da begegnete ihm der Geistliche des Kirchspiels, ein schon bejahrter Mann mit silberweißem Haare. Dieser redete ihn liebreich an, und forschte nach der Ursache seines veränderten Aussehens; weil der Kummer seines Herzens sich auf dem Angesichte des Herrn von Bredow spiegelte.

Anfänglich scheute sich dieser, den Grund seines Grames zu bekennen. Endlich aber gestand er dennoch sein Vergehen, und erzählte den ganzen Hergang der Sache.

Der Geistliche hörte ihm aufmerksam zu, und tadelte dann mit sanftem Tone, jedoch sehr ernst, des Strafbaren Beginnen. Endlich aber sagte er nach einigem Nachdenken: „Vielleicht, wenn Ihr nur ernstlich Euch vornehmen wollt, künftig weniger leichtsinnig zu verfahren, sorgsamer Euer Geld zu sparen, und auf die Warnungen Eurer braven Hausfrau zu hören, so kann noch Alles gut werden, und in dem Falle, daß Ihr es angelobet, verspreche ich Euch meinen Beistand."

Leopold von Bredow versprach mit ruhigem Herzen Besserung, und darauf sagte der Geistliche: „Gut, ich will Euch Glauben schenken, und deßhalb

vernehmt meine Weisung. Noch heute, bevor die Sonne sich geneigt hat, laßt ihr an dem Fuß des Berges, auf dessen Spitze Ihr in der Nacht das Geld empfangen sollt, einen Scheffel bringen, aus dem Ihr den Boden geschlagen habt. Ferner: zwei Grabscheide, und Ihr selbst müßt Euch hier einfinden, um mir behüflich zu seyn bei einer schweren Arbeit. Bis dahin aber verharret im andächtigen Gebet in Eurer Schloßkapelle, und ruft den Herrn an, daß er bei unserem Vorhaben uns beistehe."

Bredow versprach es, und that ganz so, wie ihm der Geistliche gesagt hatte. Der fromme Mann ging daher mit ihm hinauf auf die Spitze des Berges, und feuerte ihn an, ihm beizustehen, weil er die Absicht habe, hier ein tiefes Loch zu graben, zu gutem Zwecke. Da nun in der ganzen Umgegend sich kein Mensch sehen ließ, sie also von Niemanden beobachtet, noch bei ihrer Arbeit gestört werden konnten, so gruben Beide unterbrochen fort bis in die Nacht hinein, ohne im Allergeringsten dabei zu säumen. Dann stellten sie den Scheffel ohne Boden, wie es der Geistliche angeordnet hatte, über das enge, jedoch gar tiefe Loch, und darauf verfügte sich der Geistliche zurück in seine Wohnung. Hier aber warf er sich nieder auf die Knie, indem er mit großer Andacht betete, und so das Ende des Abenteuers erwartete. Der Herr von Bredow dagegen verharrte gleichfalls neben dem Loche, und sah mit bangem Zagen dem, was nun kommen sollte, entgegen.

Zur bestimmten Stunde erschien der Grünrock, und trug einen schweren Sack mit Geld auf dem Rücken.

„Da seyd Ihr ja schon," sagte er nun mit einem recht widerlichen Lachen, indem er den Herrn von Bredow erblickte, „ich bringe Euch hier das Geld, und wenn ich den Scheffel mit Dukaten gefüllt habe, dann hole ich mir Eure Gemahlin."

Bei diesen Worten ging er zur Spitze des Berges, und schüttete die Dukaten in den Scheffel. Begreiflich fiel jedoch das Geld, da dieser keinen Boden hatte, in das Loch, und darum mußte der Grünrock, welcher in der Dunkelhet nicht wahrnahm, auf was für eine Art man seine Wachsamkeit hintergangen hatte, in einem weg Geld in den Scheffel schütten, ohne daß dieser voll wurde.

Anfänglich lachte der Grünrock nicht wenig über den großen Scheffel, in welchen so viel Dukaten gingen, wie in keinen andern. Endlich aber ward er des langen Schüttens müde, horchte auf die Schläge der nahen Thurmuhr, und sagte mit verdrießlichem Tone: „Schon drei Viertel auf Zwölfe! Wird der Scheffel nicht bald voll, so verliere ich wohl gar bei dem Handel, bin um mein Geld geprellt, und bekomme nicht einmal die gnädige Frau in meine Gewalt, welche ich nicht wenig für ihre Frömmigkeit zu quälen gedachte."

Und abermals ging der Grünrock an die Arbeit mühte sich ab, den Scheffel zu füllen, erreichte seinen Zweck keinesweges, denn das Loch war noch nicht voll Dukaten, die Uhr aber war jetzt Zwölfe, der Zeiger zeigte die Stunde an, und der Grünrock rief athemlos vor Aerger aus: „Nun, da haben wir die Bescheerung! Noch eine Minute, und ich habe all das schöne Geld

verloren, ohne die Seele der Frau Bredow dafür zu bekommen."

Richtig, so kam es; der zwölfte Schlag an der Uhr war vollendet; der Grünrock mußte von dannen weichen, warf seine Mütze mit den Hahnenfedern dem Gelde nach in das Loch, und war plötzlich verschwunden; dagegen raubte ein furchtbarer Gestank von Schwefel dem Herrn von Bredow beinahe den Athem. Zu gleicher Zeit erhob sich ein lautes, dröhnendes Geprassel, und furchtbar durchzischten Blitze die Luft; dieses wunderbare Ereigniß aber dauerte mehrere Minuten lang, bis wieder die frühere Stille ringsum herrschte.

Während alles das um ihn vorging, hatte sich Herr von Bredow in einiger Entfernung von dem Loche hinter einen alten Baum geflüchtet; gleichsam um sich vor dem Grünrock zu verbergen. Auch wagte er es lange nicht, sein Versteck zu verlassen, bis er endlich keine Spur mehr von dem Grünrock sah, und der Mond eben hinter den Wolken, die ihn so lange verborgen hatten, hervortrat.

Jetzt näherte sich der nun Ueberglückliche dem Loche, worin er das viele Geld wußte, schaute hinab, und überzeugte sich, daß er es schon mit der Hand erreichen konnte. Vielleicht in einer Minute wäre es gefüllt, und Frau von Bredow ein Opfer des Leichtsinns ihres Gemahls, mithin in den Händen des bösen Feindes gewesen.

Von Grund der Seele darüber erfreut, daß Gott ihn aus seiner Todesangst und aus der gräßlichen Lage, worin er sich so lange befunden, erlöset hatte, eilte

Herr von Bredow hin zu dem Geistlichen, welchem er das Vorgefallene mittheilte, worauf dieser sagte: „Gottlob, daß Alles so glücklich abgelaufen ist. Nun aber laßt Euch die überstandene Angst eine Warnung seyn, und verwendet das so schwer erworbene Geld zu gutem Zwecke. Bezahlt davon Eure Schulden; macht ja keine neue, behandelt Eure tugendhafte Gemahlin wie früher, mit Sanftmuth, wie sie es verdient, und vor Allem wendet Euch niemals von Gott ab. Betet und arbeitet; denn so nur kann man sich den Segen des Allmächtigen erwerben."

Der Herr von Bredow gelobte es, und hat in der Folge auch Wort gehalten; in derselben Nacht aber brachte er noch das Geld in Sicherheit, bei welchem Beginnen ihm der Geistliche Beistand leistete.

Es war ein unermeßlicher Schatz, den Herr von Bredow von dem Grünrock empfangen hatte; da er jedoch einen sehr guten Gebrauch davon machte, so konnte er sich des Geldes mit gutem Gewissen bedienen. Das Loch aber auf dem Berge, so die Dukaten beherbergt hatte, konnte man niemals ganz voll Erde füllen, immer noch läßt sich eine geringe Vertiefung auf der Spitze des Berges wahrnehmen, der auch bis heutigen Tages die Benennung: der Teufelsberg behalten hat.

Klabautermann.

Auf der Insel Rügen lebte ein alter Schiffer, von dem die Sage ging, daß er während eines lang—

abenteuerlichen Lebens große Schätze gesammelt habe, die er aber sorgfältig verborgen hielt, so daß seine drei Söhne fast in Dürftigkeit aufwuchsen. Von diesen drei Söhnen zog er den jüngsten, der Ruthwer hieß, sichtlich den andern vor. Als er nun auf dem Todbette lag, ließ er sie vor sich kommen, und indem er sich anschickte, das Erbe zu vertheilen, sprach er zu ihnen Folgendes: „Meine Söhne, daß ihr es nun wißt, ich bin nicht so arm, als ihr vermuthet; theils sind meine Dienste, die ich großen Herren erwiesen, reichlich belohnt worden, theils hat auch mein eigener Fleiß gute Früchte getragen, die ich jedoch mit bester Vorsicht geheim gehalten, weil mir bekannt ist, mit welcher Gier sowohl die äußern Feinde, Neid, Bosheit und Verfolgung, als auch die innern Feinde, Trägheit und Uebermuth, den Besitzern großer Schätze nachstellen. Deßhalb erzog ich euch in Armnth, Fleiß und Ordnung; jetzt, da ihr sämmtlich eure männlichen Jahre erreicht habt, soll euer Besitzthum, das ihr nicht mehr mißbrauchen werdet, richtig euch abgeliefert werden."

Mit diesen Worten ließ er die ältesten Söhne zwei schwere Kisten herbeibringen, die bis oben mit Kostbarkeiten gefüllt waren, deren Glanz die armen Schiffersöhne, die sich auf wenig mehr, als ein paar zerrissene Netze gefaßt gemacht hatten, nicht wenig blendete. Sie nahmen die Kisten in Empfang, und der Vater rief jetzt den dritten Sohn, der in einiger Entfernung stehen geblieben, herbei. „Für dich, Ruthwer," sprach er, „habe ich das Schifflein bestimmt, welches du im Hafen finden wirst."Der Jüngling vernahm

diese Worte mit nicht geringem Schrecken; er hatte heimlich bei sich die Erwartung gehegt, daß ihm die Vorliebe des Vaters vielleicht das Doppelte von den Schätzen, welche die Brüder bekamen, zutheilen werde, und jetzt erhielt er nichts, als ein altes, leckes Boot, das im Hafen schon seit Jahren faulte, und von dem man, wenn die morschen Bretter und verrosteten Nägel verkauft würden, kaum so viel lösen konnte, als ein neuer Sonntag-Anzug kostete. Ruthwer bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen, und weinte bittere Thränen; denn obgleich er nicht sehr an Schätzen und Reichthümern hing, so schnitt ihm doch die Härte und Ungerechtigkeit des Vaters tief in's Herz. Der Alte errieth seine Gedanken, und nachdem er die beiden Andern hatte hinausgehen lassen, sprach er nochmals zu ihm: „Mein Sohn, du thust Unrecht, das alte Schifflein gering zu achten; denn so wie du es da siehst, hat es schon meinem Vater gedient, ich habe durch seine Hülfe Glück und Reichthümer erworben, und so wird es auch dir Heil und Segen bringen. Vernimm nämlich, daß seit uralten Zeiten ein Geist in unserer Familie einheimisch ist, der Klabautermann heißt, und der immerdar von Vater auf Sohn geerbt ist, und den ich hiemit auch dir vererbe. Sein Aufenthaltsort ist jenes Schifflein. In einer verborgenen Kammer, tief im Raume steht eine kleine Kiste von Blei, an die ist er gebannt; hüte dich wohl, dieses Heiligthum zu verletzen, und laß es auch keinen Menschen sehen. Das Schifflein selbst vertausche mit keinem größeren und besseren; es sey denn, daß der Geist selbst dir anzeigt, daß er nunmehr eine ande

Wohnung beziehen will. Nimm dich in Acht, etwas Böses zu thun, und vor allen Dingen geschehe nicht die kleinste Ungerechtigkeit auf dem Boden, wo Klabautermann herrscht; bleibe überhaupt treu, redlich, und strebe nicht nach zu großen Schätzen, dann wird dir das Schifflein, so elend es aussieht, hundertfachen Segen bringen, und Klabautermann wird dein bester Freund bleiben."

Ruthwers Thränen waren schon beim Anfang der seltsamen Eröffnung des Alten versiegt; er konnte vor Erstaunen nicht zu sich selbst kommen, und lange Zeit erschienen ihm die wunderbaren Dinge, die er hörte, nur wie ein Traum. „Mein Sohn," schloß der Alte seine Rede, „damit du nicht an der Wahrheit meiner Rede zweifelst, zugleich der Vertrag zwischen dir und dem Geiste ordentlich besiegelt werde, so strecke hiemit deine Hand aus, und empfange Klabautermanns Zusicherung; er ist unter uns zugegen, obgleich dein Auge ihn nicht sieht." — Ruthwer gehorchte, und fühlte alsbald in seine warme Rechte eine kleine, feuchte, kalte Hand sich schmiegen, die sich ihm nach einem leisen Druck wieder entzog. Nicht lange darauf starb der Vater.

Als der Vater beerdigt war, und die beiden ältesten Brüder ihr Besitzthum in Sicherheit gebracht hatten, begab sich Ruthwer mit trübseligem Muthe an die Bucht, wo das Schiff vor Anker lag. Mitten unter der stattlichen Anzahl bunt bewimpelter, lustig prangender Kameraden stand es allein und verlassen; der Burgspriet neigte sich zum Wasser, Mast und Stangen waren schadhaft, und das Segel hing trübselig und

matt herab, wie ein müdes Augenlied über einem schläfrigen Auge. Das Deck war mit wenigen morschen Brettern gedeckt. Nicht leicht hatte man ein elenderes Schifflein gesehen. Die Schiffer standen umher und spotteten seiner. „Ei!“ riefen sie, „was soll ein so schwindsüchtiges Mägdlein auf dem Meere? Es taugt nicht zum kecken Liebesspiel, weder den gewaltigen Kuß der Wellen, noch den Seufzerhauch des Windes kann es ertragen; gebt dem Dinge ein gutes Maaß Seewasser zu schlucken, schlagt ihm die hohlen Seiten ein, und stoßt ihm das Herz ab, daß es zu Grunde gehe!“

Ruthwer ging trotz dieser Spottreden an Bord seines Schiffleins. So wie er es betrat, ging ein leises Klopfen durch den Raum, gleichsam wie ein freudiges Menschenherz in der Brust klopft; es war Klabautermanns Gruß. Ruthwer hatte ein paar tüchtige Gesellen mitgenommen, und auf den Rath eines ihm wohlgesinnten Schiffsbaumeisters ging er daran, die nöthigen Ausbesserungen vorzunehmen. Kaum hatte er und die Seinigen die Hand angelegt, als auch das Werk zum Verwundern schnell gedieh; das Segel hob sich wieder, die neuen Stangen und Seile klappten und zuckten, wie frische, wanderlustige Glieder. Der alte Schiffsbaumeister wiegte wohlgefällig das Haupt, und sagte zum jungen Ruthwer: „Seht nur, wie Euer Schifflein sich jugendlich aufputzt und flügge wird, gleichsam als wolle es neu aus dem Neste fliegen; macht ihm bald das Vergnügen.“ Dieses war auch Ruthwers Wunsch, er konnte die Stunde nicht erwarten, wo er zum ersten Mal mit

seinem Eigenthum eine Fahrt unternehmen würde, so sehr beseelte jetzt Muth seine Brust.

Die Gelegenheit blieb nicht lange aus. Die verbündeten Städte rüsteten gerade eine Anzahl Schiffe aus gegen die Vitalierbrüder. Dieses waren äußerst freche Seeräuber, die sich die Herrschaft über die nordischen Meere angemaßt hatten, und vielfache Greuel verübten. Es wurde Jemand gesucht, der den Schiffen der Städte den Weg zeigen könnte, bis zu den geheimen Schlupfwinkeln der Räuber. Zu diesem Unternehmen gehörte wegen der Gefahr, die damit verbunden, ein kühner, geschickter Führer, der mit seinem kleinen, leichten, schnellsegelnden Fahrzeuge die bösen Klippen der finnischen Küste leicht zu umschiffen verstand. Die Belohnung war nicht karg zugemessen, dennoch fand sich Niemand, der dem Rufe Folge leistete; Ruthwer übernahm es, und rüstete sich auch alsbald zur Fahrt. Die Schätze der reichen Handelsherren lockten ihn nicht so sehr, als der Ruhm, etwas zu vollbringen, wobei die kühnsten Schiffer mit ihren guten Fahrzeugen feige zurückblieben. Er kümmerte sich auch nicht um ihren erneuten Spott.

Die Fahrt hatte tausendmal mehr Gefahren, als man hätte glauben können. Der Sturm ereilte die Schiffe der Städte an der finnischen Küste, und trieb sie auseinander; ohne Ruthwers Führung wären unfehlbar viele untergegangen, so aber gelangten sie dennoch zu ihrem Ziele. Ein unvorhergesehener Ueberfall machte die Räuber bestürzt und muthlos, die Städter nahmen ihnen mehrere Schiffe weg, sie landeten sogar, und machten große Beute; zugleich

wurden einige deutsche Herren, die hier in schmählicher Gefangenschaft gehalten wurden, befreit. Ruthwer leitete den Zug eben so klug und glücklich wieder heim, und Jedermann war über den Muth und die Geschicklichkeit des jungen Schiffmanns erstaunt. Als er zu Hause angelangt, erschienen Abgesandte, die ihm einen größeren, als den bedungenen Preis einhändigten, und ihn zugleich zum Dienst des Städtebundes anwarben. Die Schiffer spotteten jetzt nicht mehr über das Schifflein, und Ruthwer selbst hatte jetzt die Ueberzeugung von Klabautermanns mächtigem Schutze. Er faßte den Entschluß, sich dessen immer würdig zu erhalten.

Mehrere glückliche Fahrten und Unternehmungen wie die vorigen brachten Ruthwer bald so viele Schätze ein, als jeder einzelne Erbtheil seiner Brüder ausmachte. Jetzt sah er ein, wie der Vater ihn vor den andern begünstigt hatte, dennoch blieb er treu und gut gegen Jedermann; auch brachte er das Erworbene wohl unter, so daß er bald ein neues Fahrzeug kaufen und bemannen konnte, das er ebenfalls den Städtern in Dienst gab. Er selbst blieb auf seinem Schifflein, und wollte es nicht früher verlassen, bis ihm der Geist das Zeichen hiezu geben würde.

Unter den Schiffern in Helgoland gab es einen, der früher im Dienst des Städtebundes gewesen, jetzt aber von Ruthwer aus seiner Stelle verdrängt worden war; er zeigte darum Haß und Neid, und da er seine bösen Plane nicht auf offenen Wege in's Werk setzen mochte, that er sich zusammen mit einem Gesellen, dessen Seele ebenso voll Tücke und Bosheit war. Diese Beiden faßten den Entschluß, Ruthwer zu ermorden;

sie wollten sich in sein Vertrauen einschleichen, unter ihm Dienste nehmen, und ihn so während der Fahrt bei Seite schaffen. Ruthwer, der nichts Böses argwohnte, nahm sie an Bord. Kaum hatte ihr Fuß dasselbe betreten, als sich ein unruhiges Pochen vernehmen ließ, das, je weiter die Reise, desto stärker wurde. Es war nicht das leise Klopfen, das wie eine freundliche, bittende Stimme klang, und das Ruthwer oft in stillen Nächten, wo er einsam wachte, mit Freuden vernommen hatte, es waren heftige, drohende Laute, die, wie die Pulsschläge eines Fieberkranken, den ganzen Leib des Schiffleins durchschütterten. Dabei wurde die Mannschaft unruhig und zaghaft, Keiner mochte mehr seinen Dienst ordentlich verrichten, die gute Ordnung wich, indem mit jedem Tage die Verwirrung und Gefahr stieg. Ruthwer war hierüber nicht wenig bekümmert; er fühlte wohl, daß es die zürnende Stimme des Geistes war, doch sann er vergeblich nach, wodurch er ihn könne beleidigt haben. Er rief endlich die Mannschaft zusammen, und während ein fürchterlicher Sturm im Nahen, und das gespenstige Toben ärger als jemals war, ermahnte er sie, einzugestehen, ob irgend Jemand unter ihnen etwas Unrechtes begangen habe, oder noch zu begehen im Sinne trage. Alle schwiegen, da stürzten endlich jene Beiden hervor, und bekannten ihr schändliches Vorhaben. Ihr Ansehen war wild, und Wahnsinn lag in ihren Blicken. Ruthwer wollte ihnen Verzeihung angedeihen lassen; allein das Schiffsvolk rottete sich zusammen, und bestand auf ihrem Tod, widrigenfalls das Schiff und die ganze Mannschaft umkommen würde. Die Verbrecher wurden

in's Meer gestürzt. Kaum hatten die Wellen sie verschlungen, als sogleich das Pochen aufhörte, und Ruhe und Ordnung auf das Schiff zurückkehrten.

Seit dieser Zeit war Ruthwer von seinen Genossen gefürchtet; es wagte fürder Niemand, ihm ein Leides zuzufügen, oder auch nur einen losen Possen zu spielen. Selbst Böses von ihm zn sprechen auf dem Grund und Boden, auf dem er herrschte, getraute sich Niemand.

Ruthwer hatte jetzt eine Menge Schätze gesammelt, und diese Besitzthümer machten ihm so viel Freude, daß er darauf dachte, immer mehr zu erlangen. Er ließ jetzt ein prächtiges Schiff bauen, mit Allem ausgerüstet, was nur für eine zahlreiche Mannschaft und zu trefflicher Leitung erforderlich war. Als dieses Schiff fertig im Hafen lag, gedachte er, es einem jungen, geübten Seefahrer anzuvertrauen, den er kürzlich kennen gelernt hatte, und der Fife hieß. Fife beneidete, wie die übrigen Schiffer, Ruthwers Glück, doch ließ er sich nichts merken, und verschloß seine bösen Pläne sorgfältig in sich. Als Ruthwer mit ihm noch wegen des Schiffes unterhandelte, ward ihm eines Morgens angezeigt, daß im alten Schifflein die Fenster der Cajüte zerbrochen, das Hauptsegel zerrissen gefunden worden, und daß das Steuer einen großen Spalt bekommen habe; der Bootsmann, der dieses meldete, gab den Rath, Wachen aufzustellen, denn er meinte, daß böswillige Hände die Schmach verübt hätten; allein trotz der Wachen, fand man wiederum bald darauf den ausgebesserten Theil von Neuem beschädigt. Jetzt gedachte Ruthwer

Worte seines Vaters, und es wurde ihm deutlich, daß der Schiffsgeist nunmehr die alte Wohnung verlassen, und eine neue beziehen wolle. Er entschloß sich daher, das neuerbaute Schiff selbst in Besitz zu nehmen. Fife erhielt ein anderes, mit welchem Tausche er jedoch nicht zufrieden war.

Die Mannschaft des Schiffleins setzte jetzt einen Tag fest, an dem sie feierlichst ausziehen wollte. Der Bootsmann hielt eine Rede, in welcher er dem alten Schiffe für seine gute Dienstleistung dankte, und es in Frieden entließ; ein Matrose, der im Namen des Schiffes sprach, erwiederte den Dank, und versicherte, daß das Schiff vollkommen mit seiner Mannschaft zufrieden sey, die es gut durch Sturm und Wellen geleitet habe. Darauf, wie die Seele vom Körper scheidet, wurde jetzt die Seele des Schiffes, der Compaß, verhängt mit Trauerflor, vom Schiffherrn selbst hinweggetragen. Die Matrosen wanderten aus, indem sie ein Lied sangen, und Jeder sein Päckchen unter dem Arme, dem Schifflein eine selige Ruhe wünschte. Mancher im Zuge wischte sich eine Thräne aus dem Auge, denn er hatte auf den Brettern, die er nun für immer verließ, sein erstes Probestück vollführt; auf dem obersten Seile hatte der schlanke Knabe sich über dem Taumel der empörten Wellen gewiegt, ohne vom Schwindel hinabgerissen zu werden. Ein anderer Geselle zeigte Blutflecken auf dem Boden; es war sein Herzblut, das er vergossen hatte, als es einst an den Küsten des obersten Nordens zum Gefecht gekommen war. So hatte dieser mit Blut, jener mit Thränen den lieben Boden getauft, von dem sie jetzt schieden. Sie wollten

es nicht hören, wenn der Baumeister zuerst das Beil ansetzte, um dem Schifflein den Gnadenstoß zu geben, und es in seine ursprünglichen Bestandtheile wieder aufzulösen, sie wollten es nicht sehen, wenn ihm die Nägel ausgezogen würden, und das schöne Segel wie ein hochzeitlich Gewand vom Leibe gestreift; sie wollten nicht dabei seyn, wenn nun die letzten, unbrauchbaren Reste in's Meer versanken.

Aber als sich jetzt mit Axt und Säge die Zerstörer auf dem Schifflein einfanden, da geschah das Wunder, daß ihre scharfen Beile ausglitten, und kein Nagel, keine Spange von ihrem Platze wich, so heftig sich die Arbeiter auch anstrengen mochten. Das Schiff wollte noch nicht zerstört seyn; vielleicht war noch etwas vom Eigenthum des Kapitäns oder der Mannschaft zurück geblieben. Ruthwer ging selbst nochmals an Bord, doch trotz seines eifrigen Suchens fand er lange nichts, bis er endlich tief im Raume auf eine kleine, wohlverwahrte Kammer stieß. Jetzt fielen ihm die Worte seines Vaters ein, vorsichtig öffnete er den Behälter und hob eine kleine, bleierne Kiste fast in Gestalt eines Kindersargs heraus, die er, ohne sie die Mannschaft sehen zu lassen, in's neue Schiff hinüber trug. Kaum war sie dort angelangt, als die Seiten des alten Schiffs wie von selbst zusammenfielen, und die Arbeiter ein leichtes Werk hatten.

Ruthwer wußte jetzt gar wohl, daß ihm Niemand widerstehen könne, daß er das Glück an seinem Bord gefesselt hatte; diese Ueberzeugung machte, daß er übermüthig wurde, und auf seine Macht trotzte, indem er die keckſten, gewagtesten Streiche unternahm. Immerdar

ging er unbeschädigt aus großen Gefahren. Statt wie sein Vater sich mit mäßigem Gut zu begnügen, hatte bald unmäßige Goldgier ihn erfaßt. Er war nicht mehr zufrieden, der reichste und angesehenste Schiffsherr auf der Insel zu seyn, es trieb ihn der Stolz, sich von der Verbindung mit den Städtern loszusagen, und eigene Unternehmungen zu beginnen.

Diese Gesinnung des stolzen Ruthwers benutzten die Vitalier, ihn auf ihre Seite herüberzulocken. Er widerstand Anfangs mit edlem Muthe. „Soll ich die Friedlichen, Schutzlosen berauben, ungerechte Schätze an mich bringen?" sagte Er zu den Abgesandten; „solches fordert nicht von mir." — Aber die Seeräuber ließen sich so leicht nicht abschrecken; sie nahmen den tückischen, gleisnerischen Fife in ihren Sold, und dieser, der Ruthwers Vertrauen besaß, benutzte jeden Augenblick, ihn zum Bösen zu überreden. „Du bist reich und angesehen," sagte er oft; „aber du könntest deine Macht noch viel höher treiben; anstatt von diesen übermüthigen und eiteln Städtern Befehle anzunehmen, kannst du selbst ihnen Gesetze vorschreiben, und deinen Namen zu der Zahl jener kühnen Beherrscher der Meere fügen, deren Thaten noch jetzt das Schrecken und die Lust der späten Nachkommen sind. Trittst du in den Bund mit jenen stolzen Männern, so werden sie dich zu ihrem Häuptlinge aufnehmen, und du wirst bewundernswürdige Thaten vollführen, unendliche Schätze sammeln.

Solche Reden wurde Fife nicht müde, zu widerholen, bis endlich Ruthwer auf sie hörte; die frommen Gefühle der Mäßigung und des Gehorsams

für

für die väterlichen Ermahnungen wichen gänzlich aus seiner Seele; er trat in den Bund der Seeräuber, doch blieben die Unterhandlungen geheim, und die Städter hielten daher Ruthwer noch für einen ihrer Wohlgesinnten. Er unterzeichnete einen Vertrag, nach welchem ihm ein reiches Kaufmannsschiff mit Waaren beladen anvertraut wurde, um es nach dem Ort seiner Bestimmung zu führen. Wie das Schiff sich den gefährlichen Küsten näherte, ließ es Ruthwer, nach der schon festgesetzten Uebereinkunft mit den Räubern, diesen in die Hände fallen. Sein Antheil an der Beute war groß, das Schiff selbst nahmen die Vitalier, damit Ruthwers schlimmer Verrath für's Erste noch unentdeckt bliebe. Allein der Kaufherr, der sein ganzes Besitzthum verloren, sein Vertrauen auf das Böslichste getäuscht sah, fand Mittel und Wege, den Städtern das Vorgefallene zu melden. Jetzt ward über Ruthwers Haupt der Bann ausgesprochen, sein Leben und sein Gut für frei erklärt. Ruthwer spottete dessen. Fife schloß sich jetzt ihm immer enger an.

Ruthwers Name ward nach Verlauf einiger Jahre der Schrecken der Meere. Niemand wagte es, dem kühnen und glücklichen Räuber sich entgegenzustellen; er herrschte ungehindert. Weder Feuer noch Wasser konnten seinem Schiffe etwas anhaben. Der tückische Fife, der Ruthwer nur aus dem Grunde zum Bösen verleitet hatte, um sich selbst die Herrschaft anzumaßen, faßte jetzt, da er seinen Zweck nicht erreicht sah, den giftigsten Haß gegen den Genossen.

Er sann Tag und Nacht darauf, wie er ihn verderben könne, und endlich fiel ihm hiezu ein Mittel ein.

Mit Ruthwers Reichthümern und seinem Ansehen schlich sich auch Mißtrauen und Argwohn in sein Gemüth. Weil er wußte, daß ihm das Leben gesichert war auf seinem Schiffe, verließ er es nur selten, obgleich er keine ruhige Stunde mehr darauf hatte, so unabläßig verfolgte ihn die warnende Stimme Klabautermanns seit seiner ersten schlimmen That. Schon mit den Ballen und Kisten, die von dem geplünderten Kaufmannsschiff am Bord gebracht wurden, ereignete sich das Seltsame, daß man am Morgen einen Theil zertrümmert, einen andern in's Meer geworfen fand. Klabautermann zeigte an, daß er kein unrechtes Gut auf seinem Gebiet litt. Ruthwer mußte seinen Raub an's Land in Sicherheit bringen. In der Nacht begann jetzt wieder das unruhige Gepoche, und jedesmal, wenn eine neue Raubfahrt unternommen wurde, schlug es an die Seiten des Schffes mit einer solchen Gewalt, als wenn es sie zertrümmern wollte. Oft wenn Ruthwer mit Fife und andern wilden Gesellen in der Kajüte bei'm Branntwein saß, ging es mit schweren Schritten die Stiege hinauf und hinab, und warf im untern Raum die großen Lastgewichte und Steine durcheinander. Die Matrosen, wenn sie nach fernen Wahrzeichen ausschauten, erhielten Sand und Wasser in die Augen gespritzt, auch den Steuermann neckte es auf mannigfache Weise. In stürmischen Nächten wirbelten an den Masten blaue und gelbe Flammen empor, die wie Flaggen im Winde wehten, und andern Schiffen ein Entsetzen einflößten;

nicht selten stiegen dann aus dem Meere eine Menge großer, schwarzer Spinnen herauf, die über's Deck liefen und sich an Thauwerk und Segel hingen, auch fanden die Matrosen in der Nacht oft fürchterliche, mißgestaltete Thiere in ihren Hängematten neben sich liegen, die alsbald wieder in's Meer hinab verschwanden.

Trotz dieser bösen Zeichen geschah dem Schiffe und der Mannschaft dennoch kein Unglück; aber die alten, frommen Leute, die es früher mit Ruthwer gehalten, sagten sich allmählig aus seinem Dienste los, es drängten sich immer mehr wilde, freche Bursche hinzu, die Muth genug hatten, es mit dem Spuck auf dem Schiffe aufzunehmen. In der ganzen umliegenden Küstengegend ward jetzt Ruthwers Schiff der Schrecken Aller; wo es sich zeigte, flohen selbst die kühnsten Segler furchtsam in die Weite. Am Strande in der niedern Hütte erzählte der greise Fischer seinen Enkeln von dem wilden Jäger der Meere, von Ruthwer und seinen Schaaren, und von dem Zauberschiff, das in stürmischen Nächten mit flammenden Wimpeln seine verruchte Straße zieht. Die jungen Bursche legten dann die Hände in die zitternde Rechte des Alten, und gelobten, Gott zu lieben und immerdar Recht zu thun.

Als wieder eine große Unternehmung im Werke war, und Ruthwer sich dazu rüstete, trat Fife zu ihm, und sprach: „Mein Wunsch ist nun erreicht, Ruthwer, du bist jetzt der Schrecken deiner Nachbarn, der Ruhm deiner Genossen und der Beherrscher der Meere. Durch dich sind die geachteten Seeräuber zu"

Glanz und Ruhm gelangt; dennoch trübt den Schimmer deiner Größe wie ein geringfügiger Umstand, den du, wenn du mir willst, alsobald beseitigen kannst.“ — „Sprich, worin besteht dieser Umstand?“ fragte Ruthwer. „Auf deinem Schiffe,“ erwiderte Fife, „geht es nicht immer zu, wie es sollte, die Leute murren, und behaupten, du seyest ein böser Zauberer und deine ganze Kraft besteht in einem Talisman, der auf deinem Schiffe verborgen liege. Wenn dieser nicht wäre, meinen sie, wäre dein Muth und deine Geschicklichkeit nicht größer, als die des kleinsten Kajütenjungen. „Ruthwer hörte diese Worte mit Zorn, er war berauscht, und in trunkenem Muthe und Unwillen verrieth er an den schlauen Fife das Geheimniß mit der bleiernen Kiste. Fife benutzte es sogleich und redete ihm zu, die Kiste in's Meer zu werfen. „Zeige diesen Elenden,“ setzte er mit listigem Tone hinzu, „die dich für muthlos und ungeschickt halten, daß du an keinen Talisman gebunden bist; wirf die Kiste vor den Augen der ganzen Mannschaft in's Meer, und reinige dich so von dem Verdacht schändlicher Zauberei.

Ruthwer hörte diese Rede gleichgültig an; allein im Innern erschrack er über ihren Sinn. Es war ihm, trotz seiner Wildheit, noch nicht eingefallen, den Geist geradezu beleidigen zu wollen, und jetzt sollte er sogar das Heiligthum desselben mit verbrecherischen Händen anfassen und in die Wellen schleudern? Er wies jedes Ansinnen der Art standhaft zurück, doch dem böswilligen Fife war es schon recht, das Geheimniß mit der Kiste ihm entlockt zu haben, er ver-

doppelte jetzt seine Anstrengungen, um an's Ziel zu gelangen, und Ruthwer entdeckte ihm nach und nach alle Umstände, die mit dem Geiste zusammenhingen.

In einer Nacht, als Beide wieder bei der Flasche zusammensaßen, wuchs der Spuck auf dem Schiff zum allertollsten Tumulte an; das Deck und die Seiten hallten wieder von donnernden Schlägen, rund um's Schiff zischte und brauste es in tausend fremden Stimmen durcheinander, und die flammenden Wimpel streckten sich immer länger wie feurige Zungen in die Nacht hinaus. Das Schiffvolk murrte laut. Diesen Augenblick benutzte Fife, Ruthwern zuzureden, die Kiste in's Meer zu werfen. Dieser säumte auch nicht lange, in wilder Aufregung und im Wunsch, sich einmal von aller Plage befreit zu sehen, stürzte er in den untern Raum, wo die geheimnißvolle Kammer sich befand; er schloß sie auf und faßte die Kiste unter den Arm. Wie er mit ihr die Treppe hinaufwankte, ertönte plötzlich eine zarte Stimme, die da rief: „Ruthwer, ich verlasse dich!" Kaum waren diese Worte verklungen, als Ruthwer leise umkehrte, die Kiste wieder an ihren Platz legte, und die Nacht über sich vor Jedermann verschloß.

Von dieser Stunde an änderte Ruthwer sein wüstes Leben, er zog nicht mehr auf den Raub aus, er brachte kein unrechtes Gut mehr zusammen, und entließ aus seinem Dienst die wildesten und ruchlosesten Bursche. So tief hatte Klabantermanns Warnung in sein böses Herz geschnitten. Von der Zeit an wurden auch die Beunruhigungen auf dem

Schiffs geringer, allein sie hörten nicht ganz auf, die Warnungszeichen ließen sich noch immer hören, Ruthwer wollte sich nunmehr von aller Gemeinschaft mit den Räubern lossagen, allein er hatte nicht mehr den Muth dazu, besonders gestattete er dem bösen Fife immer wieder Rechte auf sein Vertrauen, und dieser wußte dieß trefflich zu benützen.

Ein Jahr war vergangen, indeß Ruthwer friedlich gelebt, und keine der räuberischen Unternehmungen mitgemacht hatte; Fife stellte ihm vor, daß solches sein Ansehen bei der Genossenschaft zerstören müsse, und daß sie ihn seiner Stelle entsetzen würde. Ruthwer dachte an die Lehren seines Vaters, sich an geringem Gut genügen zu lassen, allein die Goldgier und der Ehrgeiz waren schon so mächtig in ihm geworden, als daß sie sich hätten unterdrücken lassen können; er fing bald wieder sein früheres Leben an, und von Neuem ließ Klabautermann seine ernstlicheren Ermahnungen hören. Dieß verdroß Ruthwer, und in seinen finstern Stunden verwünschte er jetzt den Geist. Er dachte ernstlich nach, sich von ihm zu befreien, der Gedanke schien ihm willkommen, sein Glück oder Unglück sich selbst zu verdanken, und Fife bestärkte ihn in dieser Gesinnung. So stieg er in der Stille nochmals hinab, und mit Fifes Hülfe, während die ganze übrige Mannschaft ruhte, oder auf ihren Posten beschäftigt war, trug er die Lade herauf. Dießmal ließ sich keine Stimme hören, in der Kiste schien es wie ausgestorben. Beide Männer traten schweigend an den Bord; die Nacht war ruhig, glänzend spiegelten sich

die Sterne in der dunkeln Fluth. Ruthwer wendete sich ab und Fife stieß mit einem Fußtritt die Kiste in's Meer. So wie die Wellen darüber zusammenfloßen, ging ein Ton über die schweigenden Gewässer, wie ein tiefer, lang ausgehaltener Schmerzensruf, aus menschlicher Brust ausgestoßen. Die Mannschaft lief eilend und erschreckt zusammen, jeder, auch der wildeste Genosse fühlte unbewußt Rührung und Schmerz. Einer fragte den andern, welches Unglück geschehen, aber Keiner wußte etwas darauf zu erwiedern.

Die Matrosen waren nicht wenig verwundert, als jetzt das Toben und der Spuck auf dem Schiffe gänzlich ein Ende hatte. Sie theilten sich darüber ihre Freude mit; allein der Unterbootsmann, ein kluger und erfahrener Mann, schüttelte das Haupt. Er merkte bald, daß es mit dem Schiffe jetzt anders stehe: Die Bretter wollten nicht mehr haften, das Segel riß, das Tauwerk wurde schadhaft, und trotz aller Sorge und Arbeit fanden sich immer wieder böse Stellen und Lücken im Raume. Die Matrosen, die sich an ein müßiges Leben gewöhnt hatten, murrten jetzt, da sie unaufhörlich beschäftigt seyn mußten. In mehreren Jahren war nicht so viel gebessert worden, als nun in einer Woche. Dazu rannte, trotz der Sorgfalt des Steuermanns, das Schiff gleich in den ersten Tagen so heftig an eine verborgene Klippe, daß ein tüchtiger Leck in's Unterdeck gerissen wurde, und kaum schnell genug das eindringende Wasser fortgeschafft werden konnte.

Doch dieses war nicht das schlimmste Mißgeschick; unter der Mannschaft brach Uneinigkeit und Trotz aus. Kaum bemerkte Fife, daß er jetzt ungestraft Ruthwer anfallen könne, als er mit einigen Verbündeten eines Tages ihn gefangen nehmen, und in den untern Raum in ein elendes Gefängniß werfen ließ. Aber die Herrschaft, die er hiedurch auf dem Schiffe erreichte, nahm bald ein Ende: ein Theil der Matrosen, die Ruthwers Partei anhingen, vergalten ihm seine eigene böse That, und brachten ihn um's Leben; vergeblich suchten seine Genossen ihn zu rächen. Mord und Blutvergießen herrschte jetzt auf dem Schiffe, alle Ordnung war aufgelöst. Jeder wollte befehlen, und Keiner gehorchen. In dieser Verwirrung brachen noch wüthende Stürme los auf dem Meere, das Schiff verlor seine sichere Küstenstraße und ward in die offene See hinausgetrieben. Im Andrang der tobenden Wellen brachen die Masten, die Segel zerrißen, und als nach dieser fürchterlichen Nacht die Sonne aufging, trieb ein elendes Wrack auf der weiten Wasserwüste umher, ohne Rettung, ohne Hülfe, in wenig Stunden vielleicht auch von den Wellen verschlungen, die einzigen Ueberreste von dem stolzen Seeräuberschiffe, dem Schrecken der Meere.

Ein Theil der Mannschaft hatte sich in den Boten retten wollen, doch vor den Augen der Andern waren diese umgeschlagen. Ruthwer saß mit wenigen Genossen allein auf den Trümmern seiner Herrschaft und seiner Schätze; er stützte das Haupt in die Hand, und sah mit einem Blicke der Verzweiflung der Sonne

entgegen, die das Ende seiner Tage beleuchten sollte. Seit Klabautermann das Schiff verlassen hatte, war der Unglückliche in tiefe Schwermuth versenkt; kein froher Augenblick war ihm mehr erschienen, und er sehnte sich nach dem Tode; doch dieser zögerte zu erscheinen. Zwölf Tage trieb das Wrack auf den Wellen, die Lebensmittel waren aufgezehrt, der wüthendste Hunger und alle Schrecken des unglücklichsten Schiffbruchs fielen die Armen an, doch endlich zeigte sich in der Ferne ein Segel: neue Hoffnung, es kommt näher, schon werden die Bote ausgesetzt, doch in dem Augenblick, als zöge sie eine tückische Macht in die Tiefe, versinken die morschen Trümmer, und Ruthwer und seine Genossen sind in der Tiefe begraben. Keine menschliche Hand sollte die retten, die der zürnende Geist aufgegeben hatte.

Die Fee Rosaura und Anton der fromme Fischerknabe, oder die Schicksale der Menschen wenden sich oft wunderbar.

Es war einmal ein König, der sich noch zu keiner Vermählung entschließen konnte, und zwar darum nicht, weil ihm keine Prinzessin, so viele es deren auch auf der Welt gab, denn damals pflegte es gerade so zu seyn, wie jetziger Zeit, schön genug dünkte zu der Ehre die Seinige zu werden. Nun fühlte er aber oftmals Langeweile, und um diese zu verscheuchen, veranstaltete er dann plötzlich Feste an seinem Hofe,

Einstmals ließ er, als es schon gegen Abend ging, eine Menge Gäste einladen, und zwar sollten sie am nächsten Morgen in aller Früh bei ihm erscheinen, um einen Imbis bei ihm einzunehmen, und darauf mit ihm auf die Jagd zu reiten. Der Haushofmeister des Königs ließ also den Fischer zu sich kommen, welcher zu jedem Gastmahle die Fische zu liefern pflegte, und befahl ihm, noch vor Tagesanbruch einen sehr großen Fisch in die Küche zu liefern; weil der König seit einiger Zeit durchaus kein Fleisch essen wollte, indem er sich an dem übermäßigen Genuß eines Schweinebratens den Magen auf arge Weise verdorben hatte. Der Fischer versprach es und entfernte sich; aber es war ihm dieser Auftrag nicht lieb, indem es schon gegen die Nacht ging, und er lieber in seiner Hütte geblieben wäre, als auf dem Wasser, wo eine ziemliche Kälte herrschte. Indessen, da half kein Sträuben, er schaffte daher ein Netz herbei, setzte sich in einen Kahn und fuhr hinaus auf den See, um zu fischen.

Mehr als drei Stunden waren schon vergangen, aber noch immer sah der arme Mann keinen Fisch im Netze. Der Mond ging auf, ringsum herrschte Todtenstille, und die Mitternacht nahete allmählig; vergebens aber fuhr Niklas von einer Stelle zur andern, kein Fisch ließ sich spüren, und es hatte den Anschein, als ob der ganze See ausgestorben, und also leer von Bewohnern sey. Darum überfiel den armen Mann eine immer mehr zunehmende Angst, und er wußte sich weder zu helfen, noch zu rathen.

„Ach," rief Niklas endlich ganz verzweiflungsvoll aus, „was soll ich Unglücklicher anfangen! Bringe ich dem Koch keinen Fisch in die Küche, so verliere ich meine Stelle als Hof-Fischer, und wovon soll ich dann meine Frau ernähren? Wenn doch irgend eine wohlthätige Fee, oder ein mächtiger Zauberer sich meiner annehmen, und mich aus meiner Noth erretten wollte, ich möchte ihnen auch gerne das Wenige geben, so ich besitze."

Kaum hatte er diese Worte gesagt, so kam ein ganz kleines Männchen an das Ufer, von dem Niklas eben nicht weit entfernt in seinem Kahne stille hielt; dieses kleine Männchen aber trug einen grünen Rock mit goldenen Tressen, und hatte eine Flinte auf dem Rücken.

„Ei," rief ihm der Zwerg zu, was machst du Fischer Niklas so spät noch auf dem Wasser?"

Niklas wunderte sich, daß ihn der Kleine kannte; aber er antwortete ihm ungesäumt, und zwar erzählte er ihm, daß er großes Unglück habe, und zu keinem Fische gelange.

„Ach," sagte der Zwerg lachend: „wenn es weiter nichts ist, dazu kann ich Euch leicht verhelfen, jedoch müßt Ihr mich auch dafür belohnen."

„Gerne will ich jeden Groschen, den ich im Hause habe, Euch geben," rief Niklas lebhaft aus, „falls Ihr mir nur zu einem großen Fische verhelft."

„Nein," sagte der Grünrock, „Geld ist es eben nicht, so ich begehre, sondern eine andere Sache, und zwar diejenige, welche Euch heute über fünfzehn Jahre am liebsten seyn wird auf dem ganzen Erdboden,"

sollt Ihr dann mir herbringen, und zwar in derselben Stunde, so jetzt ist, nämlich Nachts um Zwölf."

Niklas bedachte sich nicht lange, sondern sagte: „Topp, Kleiner, ich nehme den Vorschlag an, ich leiste Euch das Versprechen." Der Grünrock reichte ihm darauf die Hand, Niklas schlug ein, und nun sagte Jener: „Dort, wo Ihr das Strauchwerk im Wasser seht, da werft Euer Netz aus;" gleich darauf war er verschwunden.

Niklas that nun, wie ihm geheißen war, und zog drei so große Fische aus dem Wasser, daß er sie kaum nach Hause zu tragen vermochte. Da jedoch der Tag anbrach, so begab er sich mit seinen Fischen geraden Weges nach dem Schlosse, wo er sie reichlich bezahlt erhielt.

Dem König schmeckten die Fische so gut, daß er seinem Schatzmeister befehlen ließ, er möchte Niklas fünfzig Gulden dafür zum Geschenk geben, und jedesmal eben so viel, wenn er wieder solche Fische in die königliche Küche liefere. Es geschah dieses aber nun nicht selten, denn so oft Niklas sein Netz auswarf, machte er große Beute, und deßhalb gelangte er bald so ziemlich zu Gelde.

Wohlhabend wurde nun Niklas allerdings, aber sein Gemüth mit jedem Tage unruhiger, als ihn der liebe Gott im nächsten Jahre mit einem kleinen Sohn beschenkte; denn er dachte nun sehr häufig an das dem Grünrock geleistete Versprechen.

Der Knabe wuchs kräftig heran, und wurde so schön, daß er Jedermann auffiel; aber um so mehr grämte sich sein Vater, und weinte oft bittere Thränen,

wenn er an das Schicksal seines armen Antons gedachte.

Einstmals ging Niklas, wie oft, in der Abendstunde an dem See, wo er das unüberlegte Versprechen geleistet hatte, auf und nieder, und erinnerte sich desselben mit Betrübniß. Da begegnete ihm ein Mönch, der in der ganzen Umgegend als ein sehr frommer und guter Mensch bekannt war. Ihm fiel es auf, daß Niklas so ungemein traurig aussah; deßhalb fragte er ihn, was ihm fehle. Anfänglich hatte er nicht den Muth, es zu gestehen; endlich aber, nachdem ihn der Mönch durch freundliche Worte dazu aufgemuntert hatte, bekannte er Alles. Der Geistliche erschrack nun zwar über diese Mittheilung heftig; auch verwies er dem Fischer mit aller Strenge seinen Leichtsinn, dann ging er aber mit in Niklas Hütte, segnete dessen Knaben, und versprach, von da an täglich zu kommen, um ihn in allem Guten zu unterrichten, und ihn recht kräftige Gebete zu lehren. Auch gab er dem Kleinen ein Kreuz, und ermahnte ihn, dieses immer auf der Brust zu tragen, damit es ihm Niemand entwende, an jedem Abende es zu betrachten, und dabei ein andächtiges Gebet zu sprechen.

Als nun Anton bald sein fünfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, sagte der Mönch zu dessen Vater, er müsse jedenfalls seinen Sohn am achten September Nachts, zu der ihm von dem Grünrock bestimmten Zeit mit sich nach dem See nehmen, wo er das unüberlegte Versprechen abgelegt hatte.

Niklas war an diesem Tage sehr traurig, und die Thränen drangen ihm aus den Augen, so

seinen Sohn ansah. Darum fragte ihn seine Frau um die Ursache dieses Kummers; denn sie wußte noch nichts davon, daß sie ihren Anton verlieren sollte. Aber auch jetzt verschwieg es ihr Niklas, und forderte nur seinen Sohn auf, ihn, wie er es gewohnt war, nach dem See zu begleiten, um dort die Netze für den folgenden Tag auszulegen.

Da angelangt, befahl der bekümmerte Vater dem bildschönen Knaben, er möchte sich in den Kahn setzen, und an ein Gestripp, das aus dem Wasser ragte, das Netz befestigen. Anton leistete Folge; aber als er mitten auf dem See war, erhob sich plötzlich ein sehr starker Sturm, das Wasser fing an zu brausen, schlug thurmhohe Wellen, und als es sich wieder besänftigt hatte, war der Kahn mit sammt dem Knaben verschwunden.

Schon bei dem Aufruhr des Elements, das sonst so friedlich neben und unter ihm sein Spiel getrieben, fühlte sich Niklas von einer unsäglichen Angst erfüllt, als er jedoch seinen Sohn nicht mehr gewahrte, schrie er laut dessen Namen, und als Alles nichts half, stürzte er in halber Verzweiflung zurück nach seiner Wohnung, und erfüllte die Luft mit lauten Klagen.

Antons Mutter erschrack nicht wenig, als sie jetzt von ihrem Manne, der es ihr nicht länger verhehlen konnte, vernahm, was sich begeben hatte, und beider Schmerz darüber vermehrte sich mit jedem Tage. Allein es war bei dieser unglückseligen Geschichte weiter nichts zu beginnen, sie mußten sich also in Geduld zu fassen versuchen. Wie aber erging es dem armen Anton,

nachdem eine unsichtbare Macht ihn vor den Augen seines Vaters entführt hatte?

Der schöne und fromme Knabe ward mit reißender Gewalt erst durch das Wasser gezogen, und dann eben so in die Luft gehoben; deßhalb gerieth er nicht wenig in Angst, was endlich aus dieser Geschichte werden könnte, und betete eifrig einen kurzen Psalmen, den ihn der Mönch gelehrt hatte; denn er meinte, sein letztes Stündlein habe bereits geschlagen. Da vernahm Anton plötzlich eine Stimme, welche mit rauhem Tone sagte: „Hinab mit dem Bürschlein in die Tiefe des Wassers, damit er niemals wieder das Licht des Tages erblicke." „Nein, nein," antwortete jedoch sogleich eine zweite Stimme, „wir können ihm nichts anhaben, Es ist nicht möglich ihn zu verderben; er trägt ein Kreuz mit dem Bilde seines Erlösers am Halse, dabei ist er fromm und betet nun eben einen Psalmen."

Anton fühlte sich also nur immer weiter getragen. und wurde endlich an einem Ufer niedergelassen. Als er sich nun von seinem ersten Schrecken ein wenig erholt hatte, blickte er um sich, und sah nun, daß er sich ganz nahe an einem Walde befand, und daß außer den Bäumen kein anderer Gegenstand zu sehen war. Es blieb dem armen Burschen nur die Wahl, ob er hier am Ufer verweilen, oder in den Wald gehen wollte, und das Eine schien ihm so gefahrvoll, als das Andere. Indessen wählte er doch das Letztere, denn er hatte zu vielen Respekt vor dem Wasser durch sein früheres Abenteuer bekommen. Darum schritt er dem Walde zu, und befand sich bald in dessen verworrenen Laubgängen, wo indessen die Dunkelheit mit jeder Minute zunahm.

Plötzlich bemerkte Anton in einiger Entfernung den Schein eines Lichtes; da es jedoch von einer Stelle zur andern flatterte, so kam er auf den Gedanken, daß es ein Irrlicht sey, und ward darüber sehr traurig. Doch gleich darauf sah er ein zweites Licht, und dieses haftete an einem Orte. Nun hoffte er freudig dort eine menschliche Wohnung zu finden, und beeilte sich, um diese zu erreichen. Allein als er hinkam, bemerkte er nur am Abhange einer tiefen Felsenkluft einen ungeheuer großen Stein liegen, unter welchem Feuer hervorsprühte. Zugleich aber vernahm er eine wehmüthige klagende Stimme, die ihn um Rettung beschwor, und ihm eine glänzende Belohnung verhieß, falls er dazu die Hand biete.

Diese Worte schienen unter dem Steine hervorzudringen, und Anton wurde darum der Meinung, daß darunter ein Frauenzimmer verborgen seyn müsse. Nun dachte er zwar gleich daran, diese Unglückliche von der Last, die sie bedrückte, zu befreien, allein wie sollte er es anfangen? Doch endlich ersann er sich dazu ein Mittel, indem er einen jungen Baum nahm, diesen unter den Stein drängte, und mit angestrengter Kraft in den Abgrund schob. Es entstand dadurch ein fürchterliches Gepolter, und solches Gedröhne, daß die Erde wankte. Anton erschrack daher neuerdings, und noch weit mehr, als er die Blicke auf die leere Stelle wandte, wo der Stein gelegen hatte; denn — was sah er hier? Ein wahrer Fieberschauer durchrieselte seinen Körper; nämlich eine große, sehr große Kröte glotzte ihm entgegen, und aus ihren weiten Augen sprühte das Feuer, so er vorhin gesehen hatte.

Staatsbibliothek München

Anton sprang einige Schritte zurück, um nur nicht mit diesem Ungethüm in näherer Berührung zu gerathen; doch plötzlich verwandelte sich die Kröte in eine wunderschöne Dame. Sie hatte ein Gewand von himmelblauer Seide an und ein weißer Schleier von Flor umwallte sie bis zu den Füßen, auf dem Kopfe aber trug sie eine Krone von Diamanten, eben solche Ohrgehänge. Armspangen und Busennadel, dann ein Kreuz von goldener Kette, und lange Schnüre dieser edlen Steine hingen der Dame bis zum Knie. Kurz es war eine Pracht, die nicht zu beschreiben ist, und das Feuer dieser Kleinodien erhellte die ganze Gegend.

„Habe Dank," redete nun die Dame den erstaunten Knaben an, „habe Dank für deine Bemühung. Du siehst in mir eine Fee, welche durch den Zauber, den eine sehr böse Frau über sie aussprach, die mächtiger noch war, als sie, unter diesen Stein verbannt wurde. So lange mußte ich hier nach Erlösung schmachten, bis ein tugendhafter Knabe seine Kräfte anstrengte, um mich zu befreien. Meinen Palast hatte sie in einen Stein verwandelt, und meine Dienerschaft in Kröten und Frösche. Blicke um Dich, und Du wirst Dich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen."

Anton folgte dieser Weisung, und sah nun einen prächtigen Palast vor sich, den er voll Erstaunen anstarrte, denn so etwas hatte er noch nie gesehen. Aus allen Fenstern schimmerte ihm der Schein von vielen hundert Wachskerzen entgegen; eine Menge Diener ließen sich sehen, viele Höflinge fragten nach ihrer Gebieterin, und diese reichte dem angenehm davon Ueberraschten die Hand, um an seiner Seite das Schloß

zu betreten, indem er lauter Gegenstände sah, welche er bis dahin noch nie so kostbar gekannt hatte.

„Mein lieber Sohn," sagte nun die Fee, welche Rosaura hieß, indem sie in den Speisesaal traten, laß es dir wohl seyn in meiner Behausung, wähle dir darin die schönsten Zimmer, und betrachte Alles, was du hier siehst, als dein Eigenthum; sobald du irgend eine Sache wünschest, sollst du sie haben.

Anton fühlte sich begreiflich sehr glücklich in diesem Palaste, und dachte anfänglich nur selten an seine Eltern; denn er hatte zu viel Neues zu sehen und zu hören. Aber das Neue ward endlich älter, und nachdem ein Jahr vergangen war, in welcher Zeit Anton gleich einem Prinzen gelebt hatte, fing er an, sich nach dem Wiedersehen seiner Eltern zu sehnen. Er schlich daher traurig umher, und man sah ihn selten mehr so froh, wie ehedem.

Die Fee Rosaura fragte ihn häufig, was ihm fehle, ob er etwa krank sey; oder nach etwas begehre; er aber wagte es nicht, sich ihr zu entdecken, und zwar aus Furcht, sie möchte ihn für undankbar halten, da sie von seinem Herkommen nicht das Geringste wußte. Als sie jedoch immer dringender ihn nach der Ursache seines Kummers befragte, da vertraute er ihr den Grund seiner Betrübniß.

Die Fee belobte ihn eifrig wegen der Anhänglichkeit an seine armen Eltern, und reichte ihm einen kleinen Spiegel, welcher die Eigenschaft besaß, die entferntesten Gegenstände zu zeigen. Sehnsuchtsvoll blickte Anton hinein, und — o Wunder! da stand deutlich vor seinen Augen die elterliche Wohnung, da

Was macht dein Vater Niklas, mein Fischer? Hat er mir gute Fische in die Küche geliefert zur heutigen Mittagsmahlzeit? Ist es noch nicht geschehen, so kannst du ihm wohl bei diesem Geschäfte helfen, wie früher."

Durch diese und noch mehr dergleichen verächtliche Reden, und durch die ganze Art, wie man ihn behandelte, ward Anton im höchsten Grade beleidigt; er beschloß also, sich zu rächen, ohne zu bedenken, daß er sich selbst damit den größten Schaden zufügte, indem er, so oft der König ihn durch eine Redensart kränkte und verächtlich behandelte, so auffallend prahlte, von seinem Reichthume erzählte, von dem prächtigen Palaste, in dem seine Wohlthäterin, die Fee Rosaura, wohnte, und daß alle ihre Schätze auch ihm zu Gebote ständen.

Der König glühte schon vor Zorn, und glich seinem Gesichte nach mit jedem Augenblicke mehr einem erboßten welschen Hahnen; aber die Königin verhielt sich ganz gleichgültig bei dieser Sache, weil Anton bis dahin noch nicht von der Schönheit, sondern nur von dem Reichthume der Fee Rosaura gesprochen hatte. Als sie jedoch gleichfalls eine Bemerkung laut werden ließ, welche Anton ärgerte, da erinnerte er sich dessen, was man ihm von der Eitelkeit der Königin erzählt hatte, und nun pries er in eben dem Grade die Schönheit seiner Wohlthäterin, als erst ihren großen Reichthum.

Die Königin wechselte mehr als einmal die Farbe, und kämpfte mit einer Ohnmacht; als jedoch Anton, indem er sich an ihren Qualen weidete, mit wahrem Triumphe sagte: „Eure Majestäten können mir es ganz gewiß glauben, so schöne Damen sich auch

Menschen, so brächte dir diese Schwatzhaftigkeit Unglück, Jammer und Elend; denn der Ring würde dann seine Kraft nicht mehr beweisen; daran denke beständig und sey verschwiegen. Du bist nun in dem Alter von sechszehn Jahren, es liegt also eine lange Zeit zu leben noch vor dir; wie du sie zurücklegen wirst, das steht bei dir; verscheuche das Glück nicht aus deiner Nähe!"

Anton dankte der guten Fee Rosaura lebhaft für ihr so werthvolles Geschenk, und eilte damit in sein Zimmer; denn er konnte den Augenblick nicht erwarten, bis er seine geliebten Eltern wieder zu sehen vermochte. Darum drehte er auch alsbald an seinem Ringe, und bemerkte, daß sich eine Wolke, weiß wie der Schnee, vor ihm niedersenkte. Sie umhüllte eine Rasenbank, die mit Rosen geschmückt war, und ihn sichtbar zum Schlummer einlud. Darum befolgte Anton auch die Weisung seines Herzens, ließ sich auf dem anmuthigen Sitze nieder, und entschwebte hin in die weite Ferne.

Als Anton die Augen öffnete, befand er sich in einer ihm noch gar wohlbekannten Gegend, der Hütte seiner Eltern gegenüber.

Voll heißer Sehnsucht nach ihrer Umarmung eilte er sogleich zu ihnen, und wer wollte wohl nun ihre Freude, ihr Entzücken schildern! Ihr lauter Jubel über den Wiederbesitz ihres Sohnes zog alle Nachbarn herbei; sie umringten ihn mit Liebkosungen, und bestürmten ihn mit Fragen, wo er so lange sich aufgehalten habe; denn seine Entführungsgeschichte war ihnen kein Geheimniß; Antons Vater hatte sie in seinem Schmerze damals verrathen. Aber er gedachte an die Warnung seiner Wohlthäterin, und beobachtete darüber tiefes Schweigen.

Wie die Fee Rosaura gesagt hatte, so geschah es; Antons Wiederkehr machte in der ganzen Umgegend großes Aufsehen, und die Kunde davon gelangte sogar zum König. Der aber ließ einen Befehl an Anton ergehen, daß er am nächsten Vormittage bei Hof erscheinen sollte.

„Ei," dachte Anton, „ich kann mich ja wohl zu diesem Besuche ein wenig aufputzen," und indem er es dachte, wünschte er sich auch gleich darauf prachtvolle Kleidungsstücke, Ringe, eine Busennadel, Uhr und eine Kette dazu; alles aber von Gold und Diamanten. Ferner einen kostbaren Wagen und vier gleiche schwarze Pferde, um damit nach Hofe zu fahren. Ach! wie sehr erstaunten seine Eltern und die Nachbarn gleichfalls, daß ihm solcher Reichthum zu Gebote stand; aber auch drei Diener, welche hinten auf der Kutsche standen, ebenso ein Kutscher, der die Pferde lenkte, und ein Vorreiter durfte nicht fehlen.

Der Hauptzug des Charakters des Königs war Neid und Mißgunst; der seiner Gemahlin aber Eitelkeit und die Sucht zu glauben, es gäbe keine so schöne Frau auf der Welt, wie sie sey. Nun hatte sie aber der König erst vor wenigen Wochen geheirathet, und that in Allem, wie sie es wünschte. Kein Mensch also durfte in ihrer Nähe der Schönheit irgend einer andern Dame erwähnen; geschah es, so bekam sie augenblicklich Krämpfe, und fiel in Ohnmacht. Alle ihre Kammerfrauen waren häßlich, wie die Nacht; ebenso ihre Hofdamen, und Niemand durfte bei Hofe erscheinen, der nicht irgend ein Gebrechen hatte. Deßhalb sah man in ihren Gemächern nur lauter schiefe

verwachsene und ganz von den Pocken verunstaltete Frauenzimmer; die Häßlichste war ihr immer die Liebste von Allen; wer es aber nicht von der Natur war, der machte sich wenigstens durch die Kunst dazu. Man hinkte, man suchte zu schielen, man stopfte sich einen Höcker aus, oder man erhöhte eine Hüfte, um nur der Königin zu gefallen, oder eine Einladung zu ihr zu erhalten.

Was nun den König anbetraf, so durfte Niemand prächtig gekleidet gehen, Niemand in einem so kostbaren Wagen fahren, und Niemand schönere Pferde besitzen, als er selbst. Geschah dieses einmal, so verlor er unstreitig die Gnade des Monarchen, und wurde nicht wieder nach Hofe eingeladen. Sogar die fremden hohen Herrschaften richteten sich nach dieser sonderbaren Grille des Königs, und wer seine Umgebung, die Höflinge nämlich, betrachtete, der mußte zu der Meinung gelangen, daß der König am liebsten mit lauter Bettlern und armen, vornehmen Schluckern umgehe.

Nun kann man sich vorstellen, wie sehr der König sich ärgerte, als Anton in einer äußerst prachtvollen Equipage bei ihm vorfuhr, und so glanzvoll gekleidet zu ihm in den Saal trat, wo die Ersten des Hofes um den Thron des Königs versammelt waren, aus Neugierde, weil sie von der Ankunft Antons gehört, und nun seine nähere Geschichte zu vernehmen den Wunsch hatten.

Bei seinem ersten Anblick beschloß der König sogleich den übermüthigen Knaben zu demüthigen; deßhalb sagte er mit Naserümpfen zu ihm: „Ah, sieh da, Anton! Bist du in deine Heimath zurückgekehrt?

Was macht dein Vater Niklas, mein Fischer? Hat er mir gute Fische in die Küche geliefert zur heutigen Mittagsmahlzeit? Ist es noch nicht geschehen, so kannst du ihm wohl bei diesem Geschäfte helfen, wie früher."

Durch diese und noch mehr dergleichen verächtliche Reden, und durch die ganze Art, wie man ihn behandelte, ward Anton im höchsten Grade beleidigt; er beschloß also, sich zu rächen, ohne zu bedenken, daß er sich selbst damit den größten Schaden zufügte, indem er, so oft der König ihn durch eine Redensart kränkte und verächtlich behandelte, so auffallend prahlte, von seinem Reichthume erzählte, von dem prächtigen Palaste, in dem seine Wohlthäterin, die Fee Rosaura, wohnte, und daß alle ihre Schätze auch ihm zu Gebote ständen.

Der König glühte schon vor Zorn, und glich seinem Gesichte nach mit jedem Augenblicke mehr einem erboßten welschen Hahnen; aber die Königin verhielt sich ganz gleichgültig bei dieser Sache, weil Anton bis dahin noch nicht von der Schönheit, sondern nur von dem Reichthume der Fee Rosaura gesprochen hatte. Als sie jedoch gleichfalls eine Bemerkung laut werden ließ, welche Anton ärgerte, da erinnerte er sich dessen, was man ihm von der Eitelkeit der Königin erzählt hatte, und nun pries er in eben dem Grade die Schönheit seiner Wohlthäterin, als erst ihren großen Reichthum.

Die Königin wechselte mehr als einmal die Farbe, und kämpfte mit einer Ohnmacht; als jedoch Anton, indem er sich an ihren Qualen weidete, mit wahrem Triumphe sagte: „Eure Majestäten können mir es ganz gewiß glauben, so schöne Damen sich auch in

verwachsene und ganz von den Pocken verunstaltete Frauenzimmer; die Häßlichste war ihr immer die Liebste von Allen; wer es aber nicht von der Natur war, der machte sich wenigstens durch die Kunst dazu. Man hinkte, man suchte zu schielen, man stopfte sich einen Höcker aus, oder man erhöhte eine Hüfte, um nur der Königin zu gefallen, oder eine Einladung zu ihr zu erhalten.

Was nun den König anbetraf, so durfte Niemand prächtig gekleidet gehen, Niemand in einem so kostbaren Wagen fahren, und Niemand schönere Pferde besitzen, als er selbst. Geschah dieses einmal, so verlor er unstreitig die Gnade des Monarchen, und wurde nicht wieder nach Hofe eingeladen. Sogar die fremden hohen Herrschaften richteten sich nach dieser sonderbaren Grille des Königs, und wer seine Umgebung, die Höflinge nämlich, betrachtete, der mußte zu der Meinung gelangen, daß der König am liebsten mit lauter Bettlern und armen, vornehmen Schluckern umgehe.

Nun kann man sich vorstellen, wie sehr der König sich ärgerte, als Anton in einer äußerst prachtvollen Equipage bei ihm vorfuhr, und so glanzvoll gekleidet zu ihm in den Saal trat, wo die Ersten des Hofes um den Thron des Königs versammelt waren, aus Neugierde, weil sie von der Ankunft Antons gehört, und nun seine nähere Geschichte zu vernehmen den Wunsch hatten.

Bei seinem ersten Anblick beschloß der König sogleich den übermüthigen Knaben zu demüthigen; deßhalb sagte er mit Naserümpfen zu ihm: „Ah, sieh da, [illegible]on! Bist du in deine Heimath zurückgekehrt?

Was macht dein Vater Niklas, mein Fischer? Hat er mir gute Fische in die Küche geliefert zur heutigen Mittagsmahlzeit? Ist es noch nicht geschehen, so kannst du ihm wohl bei diesem Geschäfte helfen, wie früher."

Durch diese und noch mehr dergleichen verächtliche Reden, und durch die ganze Art, wie man ihn behandelte, ward Anton im höchsten Grade beleidigt; er beschloß also, sich zu rächen, ohne zu bedenken, daß er sich selbst damit den größten Schaden zufügte, indem er, so oft der König ihn durch eine Redensart kränkte und verächtlich behandelte, so auffallend prahlte, von seinem Reichthume erzählte, von dem prächtigen Palaste, in dem seine Wohlthäterin, die Fee Rosaura, wohnte, und daß alle ihre Schätze auch ihm zu Gebote ständen.

Der König glühte schon vor Zorn, und glich seinem Gesichte nach mit jedem Augenblicke mehr einem erboßten welschen Hahnen; aber die Königin verhielt sich ganz gleichgültig bei dieser Sache, weil Anton bis dahin noch nicht von der Schönheit, sondern nur von dem Reichthume der Fee Rosaura gesprochen hatte. Als sie jedoch gleichfalls eine Bemerkung laut werden ließ, welche Anton ärgerte, da erinnerte er sich dessen, was man ihm von der Eitelkeit der Königin erzählt hatte, und nun pries er in eben dem Grade die Schönheit seiner Wohlthäterin, als erst ihren großen Reichthum.

Die Königin wechselte mehr als einmal die Farbe, und kämpfte mit einer Ohnmacht; als jedoch Anton, indem er sich an ihren Qualen weidete, mit wahrem Triumphe sagte: „Eure Majestäten können mir es ganz gewiß glauben, so schöne Damen sich auch

der Welt zu vielen Tausenden finden, gegen die Fee Rosaura gestellt, gleichen sie sämmtlich mehr meiner grauen Katze, wie Jener, deren überaus große Schönheit die aller Frauen überstrahlet."

Kaum hatte Anton diese Worte ausgesprochen, so rief die Königin mit todtblassem Angesichte, denn der Aerger darüber drohte sie zu tödten: „Ach, wie wird mir! Ich bekomme Krämpfe! Ich sterbe. — Ist diese Fee schöner als ich es bin, so vermag ich nicht mehr zu leben." —

Dieses sagend, fiel die Königin in Ohnmacht; ihr Gemahl aber schrie in voller Wuth: „Uebermüthiger Thor! — Du wagst es, meine theure Gattin zu beleidigen, in ihrer Gegenwart eine andere Dame zu loben? Schaffe diese Fee Rosaura zur Stelle, oder ich lasse dich hängen. Wache herbei! Ergreift diesen Bösewicht, und werft ihn in den tiefsten Kerker; dort mag er für seinen Uebermuth und für jedes andere frevelhafte Beginnen Strafe erleiden.

Es geschah nun ganz so, wie der König es geboten hatte, und Anton büßte nun seine Unvorsichtigkeit schmerzhaft. Was ihn aber am meisten bekümmerte, war der Gedanke, daß er seine geliebte Wohlthäterin durch Ungehorsam beleidigt hatte; deßhalb vergoß er bittere Thränen der Reue, und klagte sich laut selbst dieses Vergehens an, indem er hinzusetzte: „Ach, gewiß werde ich dein Angesicht nicht mehr schauen dürfen, denn die Kraft des Ringes ist gebrochen; ich vermag dich mehr zu rufen, und ohne diesen Ruf wirst du mir nicht erscheinen. Wie gerne wollte ich jedes

Ungemach erdulden, wüßte ich dich nur nicht durch meinen Ungehorsam beleidigt.

In der Angst seines Herzens drehte Anton schnell den Ring an seinem Finger dreimal herum, und — o Wunder! die Fee Rosaura vernahm seinen Ruf, und stand in einem von Diamanten gleichsam wie bedeckten Kleide vor ihm; ihre Schönheit aber überstrahlte noch bei weitem die Juwelen, welche sie schmückten.

Mit einem sehr ernsten Aussehen sagte sie: „Undankbarer, Unbesonnener, was hast du gethan? Welch ein Schicksal hast du uns Beiden bereitet! Ich vermag es leider nicht mehr zu ändern, und du mußt nun für deinen Ungehorsam büßen. Würde ich mich nicht vor den König stellen, um ihn zu überzeugen, daß du die Wahrheit gesprochen hast, so würdest du morgen in aller Früh am Galgen hängen. Davon aber wollte ich dich befreien. Erkenne daraus meine große Güte, und begleite mich sogleich zum König.

Auf einen Wink der Fee Rosaura flogen nun die Thüren des Gefängnisses auf, und indem sie voranschritt, mußte Anton ihr folgen, und zwar führte sie ihn vor den König. Während dieser jedoch über ihre Schönheit erstaunte, bekam seine Gemahlin einmal über das andere Mal Krämpfe; denn solche Reize hatte sie noch niemals gesehen. Allein sie sollte bald davon befreit werden, weil die Fee sich noch desselben Tages plötzlich aus der Residenz entfernte, während Anton in die Hütte seiner Eltern, wohin sie ihm zu gehen befohlen hatte, ein Mittagsschläfchen hielt, weil er seine Wohlthäterin völlig mit sich ausgesöhnt glaubte.

Was nun den armen Burschen Anton anbetraf, so sollte dieser bald überzeugt werden, daß er sich in der Vermuthung, die Verzeihung der Fee Rosaura hinlänglich erlangt zu haben, geirrt hatte; denn, als er erwachte, waren seine schönen Kleider, sein Schmuck, sein prachtvoller Wagen, wie auch die vier schwarzen Pferde verschwunden; er trug die Kleidung seines Standes, und an den Füßen ein paar Schuhe von Eisen; auf einem Tische aber fand er einen Zettel, der folgende Worte enthielt, deren Inhalt ihn nicht wenig entsetzte: „So lange noch diese Schuhe vorhalten, wirst du mich nicht wieder sehen, nur wenn kein Stückchen mehr von ihnen vorhanden ist, dann erscheine ich Dir wieder. Wandere also durch die weite Welt, und hüte Dich vor dem Fehler der Schwatzhaftigkeit; denn nur ihr hast Du es zu verdanken, daß ich Dich verlasse und Dich wieder in Deine frühere Armuth zurückstoße."

Anton weinte bitterlich, als es ihm nun klar ward, daß seine Wohlthäterin ihm noch nicht vollkommen vergeben, sondern ihn nur vom Tode durch den Strang befreit hatte. Nun aber beschloß er ihrer Weisung zu folgen, und durch die weite Welt zu wandern.

Wie beschämt fühlte sich Anton, als auch nun wieder die Nachbarn kamen, und ihn unter den obwaltenden Umständen sprechen, wieder von ihm erfahren wollten, wo denn all sein Reichthum geblieben sey. Er säumte daher keineswegs seine Wanderung anzutreten, nachdem er recht herzinniglich Abschied von seinen Eltern genommen hatte.

Unstät trieb er sich in der Welt herum, und wußte nicht, wo er rasten sollte. Ueberall fragte er nach dem Palaste der Fee Rosaura; aber Niemand wußte ihm Bescheid zu geben.

Eines Abends gelangte Anton an einen tiefen und schauervoll anzusehenden Abgrund, und da er meinte, da unten vor den wilden Thieren des Waldes sicher zu seyn, weil er in der Ferne den Eingang zu einer Höhle bemerkte, so beschloß er die Nacht hier zu bleiben, indem er kein Geld hatte, um das Nachtlager in einem Wirthshause zu bezahlen.

Er kletterte also mit großer Gefahr hinab, und da es dunkel ward, so wollte er sich endlich in die Höhle begeben. Aber wie sehr erstaunte er, als ihm ein ganz besonderer Glanz aus dem Hintergrunde der Höhle entgegenschimmerte. Es kam dieser von einer Gattung Steine her, welche die Seitenwände der Höhle ausmachten und heller glänzten, als alle Diamanten.

Anton verfolgte den Weg, der ihn immer tiefer in die Höhle führte, und wanderte wohl eine Stunde so fort, als ihn plötzlich eine furchtbare Stimme aufhielt, und gleich dem Rollen des Donners ihm zurief: „Verwegener, was willst Du hier in dem Schooße der Erde? Kehre zurück auf die Oberwelt, oder es kostet Dir das Leben."

„Wer Du auch bist, der Du mit mir sprichst," antwortete Anton mit vor Furcht bebendem Tone, „so erbarme Dich doch eines armen Knaben. Sage mir mitleidsvoll, wo ich meine Wohlthäterin fin- die mächtige Fee Rosaura?"

„Das weiß ich nicht," antwortete die dröhnende Stimme abermals, aber gehe hin zu meiner Tochter, dem Feuer, die kann Dir vielleicht Auskunft geben, wo Du die Fee Rosaura findest. Hier hast Du ein Oberkleid, verhülle darin Deinen ganzen Körper, und ziehe die Kapuze tief über das Gesicht herab; damit die Flammen Dich nicht verletzen. Wenn Du aber mit meiner Tochter gesprochen hast, so vergiß nicht, dieses Oberkleid ihr zum Geschenke zu hinterlassen."

Bei diesen Worten flog eine Art von Mantel zu den Füßen des Erstaunten, und als Er ihn aufhob, so fand er, daß dieser aus einem ganz besondern Stoff gewoben war, nämlich aus der Masse, woraus die Steine bestehen.

Anton bedankte sich schönstens bei der Erde für dieses Geschenk, und wanderte nun getrost weiter. Nachdem er mehrere Stunden gegangen war, gelangte er an eine Vertiefung, in der statt des Wassers, lauter Feuer brausete. Die Hitze, welche ihm entgegen drang, war unerträglich; deßhalb verhüllte er vom Kopfe bis zu den Fußspitzen seinen Körper, und fragte so schnell als möglich, ob das Element Feuer ihm nicht sagen könne, wo sich seine verehrte Wohlthäterin, die Fee Rosaura, aufhalte.

„Nein!" antwortete eine Stimme, die aus dem Feuermeer zu ihm herübertönte, „das weiß ich nicht. Aber vielleicht ist meine Schwester, das Wasser, im Stande, es Dir zu sagen. Ich will den Dienern gebieten, daß sie Dich zu ihr geleiten."

Anton gedachte des Befehles, den er von der Frau Mutter des Feuers erhalten hatte, und warf seinen Mantel mitten in die Gluth; in demselben Augenblicke aber umhüllte ihn eine Dampfwolke, und diese trug ihn auf die Höhe eines Gebirges, woselbst Wasserfälle mit tobendem Getöse hinab in die Tiefe stürzten.

Anton fragte nun abermals nach seiner Wohlthäterin, der Fee Rosaura. Da tauchte plötzlich eine wunderschöne Jungfrau aus dem Wasser, deren blonde Locken mit einem Rosenkranze geziert waren. Sie hatte sich fest in einen Schleier gehüllt, der so sehr glänzte, daß sie Anton kaum betrachten konnte, zu dem sie nun mit freundlichem, sanft lispelnden Tone sagte: „Ich weiß nicht, wo sich die Fee aufhält, nach welcher Du forschest. Doch thronet dort oben auf jenem blauen Berge meine Schwester, die Luft; vielleicht weiß diese deine Frage zu beantworten."

Nachdem sie das gesagt hatte, tauchte die schöne Jungfrau wieder unter; Anton aber fühlte sich von dem weiten Gehen schon so ermüdet, daß er kaum sich weiter wagen konnte. Jedoch erwachte die Sehnsucht, seine Wohlthäterin wieder zu sehen, und sich mit ihr zu versöhnen, so lebhaft in seinem Herzen, daß er auch diese neue Bemühung nicht scheute, sondern sich auf den Weg machte, der ihn hinauf auf einen ganz himmelblauen Berg führte. Aber dieser war so steil, daß Anton mehr als hundertmal ausruhen mußte, bevor er den Gipfel zu erreichen vermochte. Alle Augenblicke gleitete er aus, und kam in Ge- hinabzustürzen in die Tiefe, wo lauter Felse

lagen, mithin ein gewisser Tod ihm entgegengrinzte. Der Schweiß rann ihm daher von der Stirne und seine Kräfte schwanden; aber er dachte: zwei Jahre bist du nun vergebens herumgestrichen, vielleicht also erbarmt sich die Fee und läßt dieses die letzte Anstrengung seyn, deren sie mich aussetzt; frisch also Anton, strebe den Berg zu erreichen. Indem er dieses jedoch dachte, blickte er auf seine Schuhe, wo er denn ganz zufällig zu seiner großen Freude bemerkte, daß sie im Laufe der Zeit bis auf die Riemen, woran sie befestigt, abgelaufen waren. Mit frischgewonnenem Muthe kletterte Anton also weiter, bis er die Spitze des Berges erreichte.

Hier stand ein ganz blaues Haus, seine Mauern waren durchsichtig, und viele Thüren verschloßen den Eingang. Von einer derselben saß ein altes Mütterchen, das schneeweiße Wolle zupfte, und sie dann hinab in die Tiefe rollen ließ, wohin ein sanftwehender Wind sie führte. Aha, dachte Anton, das alte Mütterchen mit seinem gutmüthig treuherzigen Angesicht ist gewiß die Luft; die Wollfäserchen aber sind die Wolken, deren Anblick die Menschen so oft erfreuet.

Anton bat das alte Mütterchen nun mit einer Stimme, die von Wehmuth bebte, ihm zu sagen, wo er seine Wohlthäterin, die Fee Rosaura, finde. Erfahre er es nicht, so werde er sich in den tiefsten Abgrund stürzen; denn seine Kräfte reichten nicht mehr aus, um sie weiter zu suchen, und er könne nicht leben, ohne sie versöhnt zu wissen.

Das Herz des alten Mütterchens ward durch diese Klagen bewegt, ihr Auge naß, Thränen ent-

rollten ihm, und gleich darauf hörte man unten im Thale das Rieseln eines sanften Regens, der sich vermehrte, je mehr die Mitleidige weinte. Anton fragte sie also immer dringender, bis sie endlich erwiederte: „Ich kann Dir darüber keinen Bescheid geben. Vielleicht vermögen es aber meine Söhne, die Winde; sie also wollen wir befragen."

Die Alte klopfte nun an jeder Thür an, wiederholte die Frage nach der Fee Rosaura, und erwartete darauf Bescheid zu erhalten; aber keiner von ihren Söhnen wollte davon etwas wissen. „Nun, nun, mein Sohn," sagte sie darauf zu Anton, der sehr betrübt aussah, „sey darum nur nicht traurig; noch scheitert nicht alle Hoffnung. Zwei von meinen Söhnen, worunter mein jüngster, mein theures Herzblatt ist, befinden sich noch nicht zu Hause, und doch ist es möglich, daß gerade sie uns Auskunft über Deine Wohlthäterin zu geben wissen. Setze dich nur neben mich, und erwarte ihre Ankunft."

Anton that es; aber er glaubte nicht an die Erfüllung seines Wunsches. Plötzlich bemerkte er ein lautes Gezische, und gleich darauf sah er eine Menge Wolle, welche aus der Tiefe herauf schwebte. Das alte Mütterchen sammelte sie mit einer Harke (Rechen), und es dauerte auch nicht lange, so ließ sich der Nordwind vernehmen, den nun Anton mit zagender Stimme nach dem Aufenthaltsorte seiner Wohlthäterin befragte.

„Ei, was weiß ich von derlei Weibervolk," gab ihm der Nordwind mit barschem Tone zur Antwort, „ich habe mich niemals darum bekümmert."

Nach diesen Worten verfügte er sich in das Haus, und verschloß die Thüre, durch welche er entschlüpfte.

„Sey nur noch ruhig, bis mein Liebling heimkehrt," sagte nun das alte Mütterchen, Anton tröstend, „der wird Dir gewiß besseren Bescheid geben."

Es kam auch gleich darauf der Abendwind mit sanftem Gelispel, und als seine Mutter ihn sah, eilte sie ihm freudig entgegen, herzte ihn zärtlich und lud ihn ein, sich neben sie auf die Bank zu setzen, wo sie ihm dann das Anliegen des armen Antons vortrug.

„Ach," rief der Abendwind freudig aus, „wo deine Wohlthäterin, die Fee Rosaura wohnt, kann ich dir mit Gewißheit sagen, und werde sie morgen am Abende besuchen, um ihr einige Kühlung zuzuwehen, wenn sie in den Garten, der ihr Schloß begränzt, lustwandelt. Da ihr Weg zu ihrem Aufenthaltsorte aber mehrere hundert Meilen lang ist, so muß ich in aller Frühe dahin aufbrechen. Willst du mich nun zu ihr begleiten?"

„Ach, wie gerne möchte ich es," antwortete Anton, „aber es ist mir ja unmöglich, dir so schnell, wie du die Reise machen kannst, zu folgen.

„Das freilich ist eine schlimme Sache," sagte der sanfte Abendwind mitleidig, „und ich bin auch nicht im Stande, Dich so weit zu tragen; denn nur sehr leichte Gegenstände vermag ich vor mir herzuwehen, nicht aber einen jungen Mann von achtzehn Jahren."

„Nun weißt Du was," sagte Anton mit dem Tone der Verzweiflung, „bin ich auch nicht fähig

fähig bis zu ihr zu gelangen, so wird sie doch aus meinem guten Vorsatze, es zu wollen, späterhin ersehen, daß ich lieber vor Müdigkeit und von den Strapazen einer so angreifenden Reise zu sterben, als länger ihren Unwillen zu ertragen begehrte. Ich werde daher neben Dir hinlaufen, so lange meine Kräfte nur ausreichen."

„Gut," rief der Abendwind freudig aus, und flüsterte dann seiner Frau Mutter leise zu: „ich werde ihn unter dieser Bedingung mit mir nehmen, und falls er nicht mehr weiter kann, ihn mit meinen Flügeln unterstützen, damit er nicht zurückbleibet." Zu Anton gewandt, setzte er aber laut hinzu: „Lagere Dich jetzt dort im Grase, denn ich bin hungrig, und sehne mich nach einem guten Abendbrode."

Anton folgte diesem Befehle, worauf ihn das alte Mütterchen endlich, vom Scheine des Vollmonds begünstigt, in ein Wäldchen führte. Hier fand er, wie er meinte, als er noch nicht ganz nahe bei ihnen war, drei kleine Knaben, welche sich lebhaft stritten, und endlich sogar einander wacker durchprügelten. Anton ging daher zu ihnen, um sie zu beruhigen, und erstaunte nicht wenig, als er bemerkte, daß es nicht Kinder, sondern Zwerge, und zwar über irgend einen Gegenstand im Stritte begriffen waren.

So wenig Anton in dieser Zeit zum Lachen gestimmt war, so mußte er sich doch bei dem Anblicke dieser drei Zwerge Zwang auflegen; denn die drei kleine Kerlchen hatten ein gar zu possierliches Aussehen. Sie waren nur zwei Schuh und einen Zoll

hoch, ihren Kopf bedeckte ein Aloeperücke; sie hatten eine Weste von hellgrünem Atlas an, Beinkleider von blauem, einen Rock von scharlachrothem Tuche, gelbseidene Strümpfe, Schuhe mit silbernen Schnallen, und einen Degen an der Seite; der Haarbeutel an ihrer Perücke reichte ihnen aber hinten bis zur Fußsohle. Dabei hatten sie jeder einen langen Schnurrbart, an dem sie sich hin und her rießen, und furchtbar dabei schrien.

Anton fragte sie um die Ursache ihres Streites; während nun die beiden Andern sich noch tapfer herumschlugen, erzählte der Dritte: „Unser Vater, der mächtige Zauberer und Riese Merlin, ist vor wenigen Tagen gestorben, und hat uns nur drei Gegenstände als Erbgut hinterlassen, ohne vorher zu bestimmen, wem dieser oder jener Gegenstand gehören sollte; nämlich einen Mantel, ein paar Schuhe und einen Geldbeutel. Darüber stritten wir uns nun schon, seitdem er die Augen geschlossen hat, und können uns über diese Erbschaft durchaus nicht vereinigen."

„Es sind aber dieses doch eigentlich nicht Dinge von so hohem Werthe," sagte Anton, die Zanksüchtigen tadelnd, "warum also wollt Ihr deßhalb im Streit leben?"

„Wenn Du den Glauben hast, so bist Du gewaltig im Irrthume," sagte der Zwerg lächelnd, „denn höre nur, welche Eigenschaften diese drei Gegenstände besitzen. Wer den Mantel umbindet, der wird unsichtbar; mit den Schuhen an den Füßen vermag man mit jedem Schritte hundert Meilen

zurückzulegen, und der Beutel bleibt immer mit Gold gefüllt, so viel man davon auch herausnimmt. Nun urtheile Du; wer von uns dreien soll den Mantel, wer die Schuhe, und wer den Beutel besitzen?"

Anton bedachte sich keinen Augenblick, sondern sagte: „So Ihr mir ein Urtheil zutraut, so sollt Ihr erfahren, daß ein Jeder von Euch bekommt, was er verdienet. Seht Ihr die Spitze von jenem Berge? Er befindet sich jenseits dieses Waldes, nun vernehmt mein Wort; dorthin sollt Ihr alle drei einen Wettlauf anstellen! Wer von Euch zuerst oben ist, dort wo die zwei Linden stehen, der bekommt den Mantel, der zweite die Schuhe, und der dritte den Geldbeutel. Bis Ihr jedoch von dort zurückkehrt, überlaßt mir den Mantel, die Schuhe, und den Geldbeutel zur Bewahrung."

Die drei Zwerge hatten aufmerksam diesen Ausspruch gehört, und sagten nun zu einander: „Das muß ein weiser Mann seyn, denn so vernünftig wie er waren wir alle drei nicht zusammen, sonst wäre uns der kluge Einfall gekommen, und wir hätten nicht nöthig gehabt, einander zu prügeln. Nun — wir wollen uns wenigstens, bevor wir den Wettlauf antreten, gegenseitig versöhnen."

Nach diesen Worten reichten sie sich einander die Hände, umarmten sich, und überlieferten dann ihrem weisen Rathgeber die drei Gegenstände; nämlich den Mantel, die Schuhe und den Geldbeutel.

Anton bewies sich in der That gleich darauf, wie er ihnen vorgekommen war, sehr weise; denn während die kleinen Persönchen der ihnen bezeichnet-

Bergspitze zutrippelten, zappelten, und mit den kurzen Füßchen nicht geschwind eine ziemlich weite Strecke zurückzulegen vermochten, hing sich ihr kluger Rathgeber den Mantel um, zog die Schuhe an, die ihm freilich ein wenig groß waren, weil sie erst einem Riesen zugehört hatten, und steckte den Geldbeutel in die Tasche.

So ausgerüstet erwartete Anton das Erwachen des Abendwindes, der auch bald darauf aus dem Hause kam, sich allenthalben umsah, und da er Anton, der dicht neben ihm stand, nicht bemerkte, laut ausrief: „He, guter Freund? wo steckst du denn? Willst du die Reise nicht mitmachen."

„Allerdings will ich es," antwortete Anton lebhaft, und warf den Mantel ein wenig von sich," auch stehe ich zu diesem Zwecke an deiner Seite."

„Ei, wo habe ich denn die Augen gehabt?" sagte der Abendwind lachend, „ich hatte Euch gar nicht gesehen. Doch wir wollen uns nicht länger mit unnützen Redensarten aufhalten, denn bis zu dem Palaste der Fee Rosaura ist noch eine ziemliche Strecke."

Nun setzten sich Beide in Bewegung, und es vergingen nur wenige Augenblicke, so befanden sie sich auf dem Berge, wohin Anton am Abende vorher die drei Zwerge zum Wettlaufe geschickt hatte. Aber in welchem Zustande fanden sie die Aermsten! Ach, es war recht kläglich anzusehen, und ihr Anblick erfüllte Antons Herz mit aufrichtigem Mitleid. Sie lagen nämlich alle drei todt da, denn die Lunge war ihnen geplatzt, und zwar während sie sich anstrengten, das ihnen von ihm angezeigte Ziel zu erreichen. Er beschloß

daher, ihnen auf dieser Stelle wenigstens in der Folge ein Denkmal von Marmor zu errichten, und durch den Meißel eines geschickten Bildhauers sich verewigen zu lassen, indem er sie in Lebensgröße, und zwar ganz so wie sie gekleidet gingen, abbildete. Allein er hatte keine Zeit sich lange bei ihnen aufzuhalten; denn der Abendwind schritt gar zu schnell vorwärts.

Endlich langten sie gegen Abend an dem Palaste der Fee Rosaura an, welcher dem braven Anton noch gar wohl bekannt war. Das Herz schlug ihm daher gewaltig zum Theil aus Freude, daß er seine Wohlthäterin wieder sehen sollte, aber auch aus Furcht, daß sie ihm noch immer zürnen möchte. Aber als er nun zu ihr in den Saal trat, sich vor ihr auf ein Knie niederließ, und seine Bitte um ihre Verzeihung wiederholte, da reichte sie ihm huldreich die Hand, indem sie sagte: „Ich habe dich während deiner Wanderschaft genau beobachtet, und gefunden, daß du fortdauernd deine Schwatzhaftigkeit bereuet, auch dich in allen andern Stücken meines Wohlwollens wieder würdig gezeigt hast. Deßhalb verzeihe ich dir deine Unvorsichtigkeit, und nehme dich sogar zu meinem Sohne an; denn wisse es, daß ich meine einzige Tochter, welche noch hundertmal schöner ist, als ich es bin, dir zur Gemahlin bestimmt habe. Morgen soll Eure Hochzeit gefeiert werden, und unter den vielen dazu geladenen Gästen befinden sich auch deine Eltern. Nach einigen Wochen aber trittst du mit deiner Gemahlin eine Reise an, und bei dieser Gelegenheit besuchst du auch deine Heimath, da die Königin, welche dir eben so wenig mehr etwas anhaben kann, wie ihr Gemahl.

meine Tochter sieht, und durch den Anblick ihrer Schönheit gestraft wird, für all den Kummer, so sie in früherer Zeit dir und mir bereitet hat."

Nach diesen Worten öffnete die Fee eine Seitenthür, und jetzt ward ihre über alle Beschreibung schöne Tochter sichtbar. Sie saß in der Mitte von zwölf Gespielinnen, die sie mit Blumen bekränzten, und dann einen Tanz vor ihr aufführten.

Anton stand bei diesem Auftritte starr vor Erstaunen; aber in demselben Augenblicke vernahm er die Stimme seiner Eltern, und im nächsten Augenblicke lag er in ihren Armen.

Als die Königin in dem Lande, wo Anton geboren war, dessen Gemahlin sah, ärgerte sie sich so sehr über deren Schönheit, daß sie aus Neid die so genannte Gelbsucht bekam, und bis an ihr Ende wie eine Pomeranze im Gesicht aussah. Ihr Gemahl aber trocknete, aus purer Mißgunst über Antons Reichthum, über seine Macht und Größe, zusammen wie eine egyptische Mumie. Beide machten daher ein sehr lieblich anzusehendes königliches Paar aus, und es trafen der Fremden gar viele in ihrer Residenz ein, um diese Seltenheit der Natur zu bewundern.

Antons Eltern bezogen ein prächtiges Schloß, das er ihnen geschenkt hatte, und besuchten ihn und seine Gemahlin beinahe alle vierzehn Tage; die Fee Rosaura aber blieb ihnen Allen gewogen.

Kubbar-rumiah. *).

Es lebte vor sehr langer Zeit in dem Lande der Hadschuten ein Mann, Namens Ben-Cassem, der sehr reich und glücklich war. Seine Frau war sanft und schön, seine Kinder kräftig und gehorsam. Doch da er sehr muthigen Sinnes war, wollte er in den Krieg ziehen, wurde aber ungeachtet seiner Tapferkeit von den Christen gefangen, die ihn in ihr Land führten und als Sclaven verkauften. Obwohl sein Herr ihn mit ziemlicher Milde behandelte, war seine Seele doch voll Traurigkeit und er vergoß häufige Thränen, wenn er an das, was er verloren, dachte. Eines Tages fühlte er sich von seiner Feldarbeit mehr als je ermattet. Er setzte sich um auszuruhen unter einen Baum, und überließ sich den schmerzlichsten Gedanken. „Ach," sagte er, „während ich hier die Felder meines Herrn pflüge, wer pflügt die meinigen? Was wird aus meinem Weibe und meinen Kindern? Bin ich denn verdammt, sie nie mehr wieder zu sehen, und in dem Lande der Ungläubigen zu sterben? „Indem er diese traurigen Klagen ausstieß, sah er einen ernsten Mann auf sich zukommen, der die Tracht der Weisen trug. Dieser Mann näherte sich ihm, und sprach: „Araber, von welchem Stamme bist du? „Ich bin Hadschut," erwiederte Ben-Cassem. „Wenn dieß ist, so mußt du das Kubbar-rumiah kennen."

---

*). Kubbar-rumiah, ein merkwürdiges Monument in dem Lande der Hadschuten in Arabien, es soll 138 Fuß betragen.

„Ach, ja wohl! Meine Hütte, wo ich all die Gegenstände meiner Zärtlichkeit gelassen habe, ist nur eine Stunde von diesem Denkmale."

Wärest du sehr froh, dieses und die Deinigen wieder zu sehen?"

„Wie kannst du fragen? Aber wozu nützen Wünsche, die nicht erfüllt werden können?"

„Ich kann sie erfüllen," erwiederte der Christ. „Ich kann Dir die Thore deines Vaterlandes öffnen, und dich deiner Familie wieder geben, aber ich fordere dafür einen Dienst. Bist du geneigt, ihn zu erzeigen?"

„Sprich! Ich will Alles thun, um aus meiner unglücklichen Lage mich zu befreien, nur darf das, was du von mir forderst, nicht gegen das Heil meiner Seele seyn."

„Sey deßhalb ohne Sorge, „sprach der Christ. „Ich will dich von deinem Herrn loskaufen und dir die Mittel geben, nach Algier zu reisen. Wenn du zurück in deiner Hütte bist, so verbleibe drei Tage bei deiner Familie und deinen Freunden. Den vierten aber begebe dich nach dem Kubbar-rumiah, zünde ein kleines Feuer wenige Schritte von dem Monumente an, und verbrenne in diesem Feuer das Papier, das ich dir geben will. Du siehst, nichts ist leichter auszuführen. Schwöre, das zu thun, und ich gebe dir auf der Stelle deine Freiheit wieder."

Ben-Cassem that, was der Christ verlangte, welcher ihm ein Papier einhändigte mit magischen Schriftzügen bedeckt, deren Sinn er nicht verstehen konnte. Am nämlichen Tage noch wurde er in Freiheit gesetzt, und sein Wohlthäter führte ihn nach einem Seehafen,

wo er sich nach Algier einschiffte. Er blieb nur wenige Augenblicke in dieser Stadt, so sehr sehnte er sich, seine Frau und Kinder wieder zu sehen, und begab sich auf das schleunigste nach seinem Stamme. Die Freude seiner Familie und die seinige kann man sich vorstellen. Seine Freunde kamen auch, sich mit ihm zu freuen und drei Tage lang war sein Haus von Besuchern voll. Am vierten Tage erinnerte er sich, was er seinem Befreier versprochen hatte, und begab sich mit Anbruch des Tages nach dem Kabbar-rumiah. Dort zündete er ein Feuer an, und verbrannte das geheimnißvolle Papier, so wie es ihm geheißen worden. Kaum war das letzte Stückchen dieser Schrift verzehrt, als Ben-Cassem zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen Gold und Silberstücke zu Tausenden aus dem Monumente mitten durch die Steine hervorkommen sah. Es schien ein Bienenkorb, der durch einen plötzlichen Lärmen erschreckt worden. Alle diese Stücke nahmen, nachdem sie eine Zeitlang um das Monument geflogen, die Richtung nach dem Lande der Christen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, und bildeten eine Säule von unendlicher Länge, ähnlich vielen Staarenzügen. Ben-Cassem sah all diese Reichthümer über seinem Kopfe hinziehen. Er sprang so hoch er konnte, und suchte einige davon mit seinen Händen zu erhaschen. Nachdem er sich in vergeblichen Anstrengungen erschöpft hatte, zog er seinen Bernuß aus, und warf ihn in die Höhe. Dieser Versuch gelang, und es fielen etwa zwanzig Gold- und hundert Silberstücke zu seinen Füßen. Aber kaum hatten Stücke den Boden berührt, als keine neu

hervorkamen, und Alles wieder wie zuvor war. Ben-Cassem theilte einigen Freunden mit, was ihm begegnet war. Das außerordentliche Abenteuer kam zur Kunde des Pascha's, welcher Arbeiter absandte, das Kubbar-rumiah zu zerstören, um sich der Reichthümer, die es noch enthielt, zu bemächtigen. Jene gingen mit Eifer an das Werk. Aber bei den ersten Hammerschlägen erschien ein Gespenst, unter der Figur einer Frau auf der Höhe des Grabmals, und rief: „Alula! Alula! Komme mir zu Hülfe, oder rette deine Schätze?“ Alsobald stiegen ungeheure Fliegen, so groß wie Ratten, aus dem See, und zwangen die Arbeiter durch ihre furchtbaren Stiche zur Flucht. Seit dieser Zeit sind alle Versuche, die man machte, das Kubbar-rumiah zu öffnen, fruchtlos gewesen, und die Weisen haben erklärt, daß nur ein Christ sich der Schätze bemächtigen könne, die darin begraben liegen.

Anguilette.

Zufällig war die Königin der Feen, zu der Zeit, wo die nachstehenden Begebenheiten vorgefallen sind, eine sehr böse Frau, welche ihre Lust daran fand, die übrigen Feen, so doch gewissermaßen unter ihrem Befehle standen, ihre Uebermacht auf eine grausame Weise fühlen zu lassen. Deßhalb ahmte sie dem Beispiele der boshaften Zauberer nach, und sprach das harte Urtheil aus, daß alle Feen, mochten sie nun von gutem oder tadelnswerthem Charakter seyn, an jedem Mittwoch die Gestalt irgend eines Thieres annehmen mußten.

Auf vier und zwanzig Stunden waren sie also sämmtlich der menschlichen Grausamkeit bloßgestellt, und wer dabei sein Leben einbüßte, um den trauernten freilich die Uebrigen; aber die Königin selbst, obgleich sie daran Schuld war, zeigte kein Mitleid.

Eine von diesen Feen hatte sie eines Tages in einen Aal verwandelt, und unter dieser Gestalt wurde sie von dem Fischer gefangen, der die königliche Tafel mit Fischen versorgen mußte. Er trug sie in einem kleinen Hälter, der sich in der Mitte der Waldungen befand, die an das Schloß des Monarchen stießen, um sie hier bis zum folgenden Tage aufzubewahren, wo sie dann in die königliche Küche abgeliefert werden sollte.

Anguilette — so hieß diese Fee — traf hier noch eine Menge anderer Fische an, die mit ihr ein gleiches Loos theilten, und vernahm von den Fischern, welche am Ufer des Baches auf- und niedergingen, daß sie sämmtlich nur noch wenige Stunden zu leben hatten.

Anfänglich verkroch sich die Fee auf den tiefsten Grund des Wassers, und beweinte hier ihr trauriges Geschick mit tiefer Betrübniß; dann aber stieg sie empor, streckte den Kopf aus dem Hälter, und suchte zu erspähen, ob sie nicht etwa mit guter Manier entwischen könnte, um wieder in ihren Fluß zu gelangen, aus dem man sie heraus gefischt, und hieher gebracht hatte. Aber es war Alles vergebens, nirgends erblickte sie, außer den Fischern, irgend einen Menschen; diese warfen jedoch endlich ihr Netz in den Hälter, und die unglückliche Anguilette sah jeden Augenblick ihrer Gefangenschaft entgegen.

Plötzlich kam die jüngste Tochter des Königs auf die Weise, und eilte an den Fischhälter, um daselbst sich zu vergnügen, indem sie zusah, wie die Bewohner desselben gefangen wurden. Da uun die Sonne ihre blitzenden Strahlen in das Wasser warf, so glänzte die buntgefleckte Haut der Fee ganz außerordentlich, und schillerte in den Farben des Regenbogens.

„Ach," rief daher die Prinzessin, welche Plesine hieß, freudig aus, „ach, was ist das für ein wunderschöner Fisch! Seine Haut gleicht den köstlichsten Edelsteinen. Fangt ihn sogleich heraus und übergebt ihn meinen Händen."

Die Fischer gehorchten, und Anguilette befand sich gleich darauf in dem Arbeitskörbchen der Prinzessin; diese aber sagte: „Nein, es wäre Grausamkeit von mir, wenn ich dich, du lieber Aal, deines Lebens berauben wollte, und so würde es doch kommen, sobald ich dich aus dem Wasser zurückbehielte. Darum will ich dich lieber sogleich dort nach dem Flusse tragen, aus dem man dich hier in die Gefangenschaft gebracht hat."

Unter diesen Worten hatte sich die Prinzessin dem Flusse genähert, und nach wenigen Augenblicken befand sich Anguilette wieder im Wasser. Darüber empfand sie nun große Freude, schwamm nahe an das Ufer, und sagte zu Plesine: Ich danke dir aufrichtig für die Wohlthat, welche du mir erzeigt hast, und denke es nicht bloß bei Worten zu lassen, sondern dir durch die That zu beweisen, daß ich eine gar mächtige Fee bin, und dich unter meinen Schutz nehme."

Die Prinzessin erschrack nicht wenig, als sie einen Aal sprechen hörte; auch wollte sie alsbald davon laufen, doch die Fee rief ihr so freundlich nach, daß sie noch ein wenig bei ihr verweilen möchte, bis die Prinzessin gehorchte.

„Meine geliebte Plesine," redete nun die Fee sie an, „ich freue mich in der That, daß ich im Stande seyn kann, dir den mir geleisteten und so wichtigen Dienst zu belohnen, und zwar dadurch, daß ich den heißesten Wunsch deines Herzens erfüllen werde. Besinne dich daher wohl, was er enthalten soll, und komme morgen gegen Abend wieder an diesen Fluß, rufe laut den Namen Anguilette, und sey versichert, daß ich dir erscheinen werde, um dein Anliegen zu vernehmen."

Nachdem sie diese Worte gesagt hatte, tauchte die Fee wieder unter das Wasser; die Prinzessin aber eilte zurück in das Schloß, seelenvergnügt über die erlebte Begebenheit, welche sie jedoch Niemanden mittheilte, aus Furcht, es möchte die Fee nicht Wort halten, und sie dann ein Gegenstand des Spottes ihrer Schwestern und Gespielinnen werden.

Die ganze Nacht hindurch überlegte die Prinzessin, was sie sich denn nun von der Fee erbitten sollte. Außerordentliche Schönheit, einen ungewöhnlichen Verstand, oder ungeheuer große Reichthümer; denn diese drei werthvolle Dinge, meinte sie, verbürgten allein das Glück des Lebens, und in ihrem Besitze würde sie kein anderes Gut ferner vermissen.

Die Prinzessin besaß schon sehr vielen natürlichen Verstand, und auch ein äußerst liebliches Aussehen;

dieses aber war doch immer vergänglich, und sie wünschte eine Eigenschaft zu besitzen, welche ihr bis zum Tode verbliebe. Sie beschloß aus diesem Grunde von der Fee sich einen ganz ausgezeichneten Verstand zu erbitten.

Um der von der Fee erhaltenen Einladung zu folgen, sagte die Prinzessin am nächsten Morgen zu ihren Damen, sie habe die Absicht in den Garten zu gehen, und daselbst Blumen zu einem Kranze für ihre Frau Mutter zu pflücken; dabei begehrte sie jedoch allein zu seyn, verfügte sich darauf schnell zu dem Flusse, und meinte nun hier wieder an dessen Ufer den schönen buntgefleckten Aal zu finden. Allein es überraschte sie hier eine unerwartete Erscheinung. Nicht der sprechende Aal erhob sich aus dem Wasser, sondern am Ufer eine Säule von blendendweißem Marmor; diese aber öffnete sich, und die Fee im prachtvollen Anzuge, reich mit Juwelen geschmückt, trat ihr entgegen.

„Du siehst in mir deine Beschützerin," redete sie die wahrhaft Erstaunte an, „aber auch zugleich die Person, welche dir ihr Leben zu verdanken hat. Dafür will ich dich nun belohnen, indem ich dir, nach deinem Wunsche, den ich kenne, obgleich du ihn noch nicht gegen mich ausgesprochen hast, so viel Verstand verleihe, daß Jedermann dich deßhalb, weil du bei weitem klüger bist als die Andern, darum beneiden soll."

Kaum hatte die Fee diese Worte gesagt, so empfand Plesine eine auffallende Veränderung in ihrem Innern, und sie vermochte ihrer Wohlthäterin mit so besonders schön klingender Rede für die ihr verliehene Gabe zu danken, daß sie selbst darüber erstaunte, wie sie es konnte. Zugleich aber sagte sie: „Du wirst mich vielleicht

ungenügsam schelten, verehrte Fee, wenn ich dich bitten wollte, da du mich so klug gemacht hast, wie keine andere Dame in diesem Lande, ist mir doch auch eine geringe Portion Schönheit von ungewöhnlicher Art zu verleihen; denn wenn ich gleich so klug wie alle Gelehrten der Erde bin, so werden die schönen Damen doch am Ende noch mehr als ich gefallen; wenigstens dem andern Geschlechte. Ja, schön — außerordentlich schön möchte ich also seyn, so schön, wie man noch niemals eine Sterbliche erblickt hat.

„Gut," antwortete ihr die Fee mit einem ganz besonderen Lächeln, „Dein Wunsch soll in Erfüllung gehen, und zwar schon am morgenden Tage. Besinne dich nur, welche Art von Schönheit du begehrest, und lasse es mich morgen am Abende hier auf dieser Stelle erfahren."

Gleich, nachdem sie der Prinzessin die sie höchlich erfreuende Versicherung gegeben hatte, verschwand die Fee, und Plesine beeilte sich nun, noch einen Kranz von Blumen für ihre Mutter zu binden, worauf sie zurück in das Schloß ging.

Die folgende Nacht vermochte die Prinzessin kein Auge zu schließen, weil sie unaufhörlich daran dachte, welche Art von Schönheit sie sich wählen sollte. Sie stand daher von ihrem Lager auf, zündete eine Wachskerze an, und verfügte sich in den großen Ahnensaal, woselbst alle ihre Vorfahren abgebildet hingen, und zwar die Damen als Göttinnen, ebenso gekleidet wie diese, nach der Beschreibung, so man von ihnen macht, einhergingen.

Zuerst verweilte die Prinzessin vor einer Juno; sie war blond und hatte ein wahrhaft königliches Ansehen. „Sie ist wohl schön," sagte die Prinzessin nach einer Weile, „sehr schön; aber ich möchte sie doch noch an Schönheit übertreffen.

Nun stand sie vor der Pallas still und musterte deren Züge, wobei sie endlich ausrief: „Nein, noch schöner will ich werden! Auch schöner wie die Venus, obgleich diese in hohem Grade meinen Beifall findet."

Gleich neben diesem Bilde hing die Pomona. Sie war in liegender Stellung auf einer Rasenbank abgebildet, viele Bäume beschatteten ihr Lager, und die herrlichsten Früchte neigten sich zu ihr nieder. „Ach", sagte die Prinzessin, in dem Anblicke dieser Göttin ganz versunken, „ungemein liebereizend ist dieses himmlische Wesen; aber — noch schöner als Pomona möchte ich werden."

„Die Diana fesselte gleich darauf den Blick der Prinzessin. Diese Göttin verfolgte mit Bogen und Pfeil einen Hirsch, und hatte mehrere Nymphen in ihrem Gefolge. Plesine betrachtete alle die liebreizenden Gestalten mit besonderem Vergnügen; dann sagte sie tief Athem schöpfend: „Ach, wie schön! Wie sehr schön — wie unbeschreiblich schön — aber noch schöner, als alle diese Wesen möchte ich werden. Etwa so anmuthig, als diese drei Grazien? Es wäre beinahe wünschenswerth ihnen zu gleichen! Doch nein, noch anmuthiger und schöner als sie es sind, möchte ich werden! So wie — ja, richtig — diese Göttin, deren Bild hier über dem Kamin hängt — sie gefällt mir vor allen ihren Schwestern."

Es war die Göttin der Jugend, und Hebens Schönheit bezauberte wirklich die Sinne der Menschen; denn keine andere hatte so schönes blondes Haar, wie sie, keine solch gefährliches Augenpaar, keine solchen kleinen, schöngeformten Mund; mit einem Worte, ihr Aussehen machte den Verstand eines Jeden noch bei weitem trunkener, als es der Nektar that, den sie in eine Schaale goß.

„Ja, ja!" rief die Prinzessin in völligem Entzücken aus, „ja, so schön wie diese Hebe will ich seyn, und es so lange ich lebe bleiben!"

Nach diesen Worten eilte Plesine in ihr Zimmer, und vermochte aus Ungeduld den Augenblick kaum zu erwarten, wo sie ihre Wohlthäterin, die Fee Anguilette am Ufer des Flusses, der an den königlichen Garten gränzte, sprechen konnte.

Wirklich erschien die Fee hier der Prinzessin, und diese trug ihr mit vielem Feuer den so sehnlich gehegten Wunsch vor, nachdem sie ihr den gehabten Kampf und ihre Unentschlossenheit wegen der Wahl der Göttinnen geschildert hatte.

Die Fee lächelte zwar, als sie die Mittheilung der Prinzessin vernahm; allein dieses Lächeln schien nicht ein freudiges zu seyn; auch ruhte Anguilettens Blick mit einem Ausdrucke von Wehmuth auf ihrem Schützlinge. Jedoch zog sie ein kleines Fläschchen aus ihrem Gürtel von Diamanten, und bespritzte mit der Flüssigkeit, so das Fläschchen enthielt, das Angesicht der Prinzessin. Diese erhielt nun die gewünschte Schönheit, und man konnte sie nur noch an ihrer Sprache erkennen.

„Ach, ach!" rief die Prinzessin ganz außer sich vor Freude, als sie ihr Bild im spiegelklaren Fluß erblickte, „ach, ach, wie ungemein schön bin ich geworden! Wie sehr wird man mich beneiden, und wie sehr habe ich Ursache, Dir meiner Wohlthäterin dafür zu danken. Doch deine übergroße Güte ermuthigt mich zu einer dritten Bitte. Schenke mir, um das Maß meines Glückes vollends aufzuhäufen, überschwenglich vielen Reichthum."

Die Fee sah gedankenvoll vor sich nieder, und sagte endlich mit wehmüthigem Tone: „Besinne dich gut. — Thust du nicht besser, dir eine andere Gabe zu erbitten?" Doch die Prinzessin rief lebhaft aus: „Wenn ich ungewöhnlich klug, schön und reich bin, was könnte dann noch mir fehlen? Nein, nein, ich beharre bei meiner dritten Bitte. Mache mich auch so reich, als es dir nur immer möglich ist, und ich bleibe dir Zeit meines Lebens dankbar dafür verpflichtet."

„Wenn du es denn nicht anders haben willst," — antwortetete die Fee mit gedehntem Tone, „so soll dein Wunsch befriedigt werden. So oft du das Verlangen nach Geld oder geldeswerthen Gegenständen für dich, oder auch für die Personen, welche dir lieb sind, aussprichst, sollst du beides sogleich empfangen."

Nun verschwand die Fee. Plesine ging zurück in das Schloß, um die Wirkung ihrer Schönheit zu erproben. Sie war außerordentlich; Jedermann staunte sie an, und sie ward ein Gegenstand des Neides für alle Frauenzimmer; besonders aber erregte sie den ihrer Schwestern, und wünschte deßhalb, es möchten doch die Prinzessinnen bald vermählt werden. Da sie ihnen

nun aus diesem Grunde unermeßliche Reichthümer zum Geschenke machte, denn sie durfte nur ein Wort aussprechen, um diese zu erhalten. So fanden sich auch bald zwei Prinzen, welche sich um die Hand ihrer beiden Schwestern bewarben. Hebe, so nannte man sie jetzt — Hebe selbst aber blieb unerbittlich, und wollte sich durchaus nicht vermählen.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten ihrer Schwestern wurden mit großer Pracht begangen, und sie reis'ten darauf nach ihrem künftigen Wohnorte ab; Hebe dagegen hörte nicht auf zu wünschen, denn das Gewöhnliche hatte für sie keinen Reiz mehr. Anfänglich aber machte sie die Erfüllung aller Wünsche sehr glücklich, bis die Sache ihr alltäglich wurde, worauf sie eine beständige Unzufriedenheit des Herzens bei sich verspürte, und endlich einsah, daß sie doch wohl nicht die rechten Güter, welche ein dauerhaftes Glück verschafften, von der Fee Anguilette sich erbeten hatte. Aber es half nun keine Reue; Hebe blieb schön, reich und klug, doch die Zufriedenheit fehlte ihr, und ohne diese verlieren alle übrigen Erdengüter an ihrem Werthe bedeutend.

Mit tiefer Betrübniß des Herzens schlich daher die Prinzessin von einer Stelle zur andern, sehnte sich darnach ihre Wohlthäterin zu sprechen; aber so oft sie auch an den Fluß ging und daselbst den Namen der Fee ausrief, so blieb doch diese fortdauernd unsichtbar; die Prinzessin genoß daher auch bald gar keine Freude mehr, denn sie sah deutlich ein, daß alle Frauen sie haßten, daß die Männer es ebenso thaten, weil sie ihnen klüger erschien, wie die Herren selbst waren, und da ihr der Ueberfluß von Reichthum schon mit jedem

Tage eckelhafter dünkte, so sehnte sie sich bald darnach, alle die Gaben der großmüthigen Fee Anguilette wieder los zu werden. Doch diese blieb unerbittlich, und Hebe mußte zu ihrer eigenen Qual schön, reich und so klug, wie sie zu seyn es gewünscht hatte, bleiben; dieser Umstand aber vermehrte ihren Kummer mit jedem Tage; man sah sie daher immer mit Thränen in den Augen, und selten außer ihren Zimmern, denn sie vermied den Anblick der Menschen, die ihr, ebenso wie sie ihnen, von Grund des Herzens verhaßt waren.

Eines Abends, nach einem sehr heißen Sommertage, vermochte es Hebe nicht mehr in der ihr lästig fallenden Hitze, die in ihren Zimmern herrschte, auszuhalten. Sie begab sich also hinab in den Garten, und da sie dort ein kleines Pförtchen offen stehen fand, das hinaus auf die Wiese führte, so ging sie dahin und an dem Ufer des Flusses auf und nieder. Sie weinte dabei recht bitterlich, und sagte, weil sie sich ganz allein befand: „Ach, hätte ich doch damals auf deine Warnung gehört, liebe Fee Anguilette, so fühlte ich mich jetzt nicht ganz unbeschreiblich unglücklich, sondern hätte mir statt der ungeheurrn Reichthümer die Zufriedenheit des Herzens von dir erbeten. Könnte ich diese von dir erhalten, so wollte ich gerne meine frühere Gestalt zurücknehmen, so wollte ich gerne weniger klug seyn, und auch gerne weniger Reichthümer besitzen."

Kaum hatte die Prinzessin diese Worte ziemlich laut ausgerufen, als aus einem nahen Gebüsche ein kleines Reh auf sie zugelaufen kam, sich vor ihr niederkauerte, und ihr die Hände leckte. Die Prinzessin, darüber sehr erfreut, sagte ebenso: „Ach, wie wohl thut es mir,

von dir, mein liebes Thierchen, Beweise deiner Anhänglichkeit zu erhalten. Nein, du wirst mich nicht hassen, wie ich es so oft bei den Menschen gewahr wurde."

„Darin urtheilst du sehr richtig, liebe Hebe" gab ihr das kleine Reh zu ihrer Verwunderung zur Antwort, „denn ich hasse dich nicht, sondern ich liebe dich nach der Zufriedenheit des Herzens. Gut, die soll dir gewährt werden. Aber, werden dir auch nicht die Mittel zu hart dünken, durch welche du im Stande bist, eine völlige Zufriedenheit mit dir selbst und auch mit Andern zu erlangen? Du wirst dabei mancherlei entbehren, und darfst manche Bemühung nicht scheuen."

„Ach," rief die Prinzessin lebhaft aus, „ich will ja gerne Alles thun, was du anordnest, will Alles entbehren, was du mir entziehen wirst, und gerne mich jeder Bemühung unterziehen, nur beschenke mich mitleidsvoll mit der Zufriedenheit des Herzens, und mache sobald wie möglich, daß die Menschen aufhören, mich zu beneiden, mithin auch zu hassen."

„Das geht nicht so geschwind, wie du dir es vielleicht einbildest, daß es geschehen könnte," entgegnete das kleine Reh, ihre Wohlthäterin Anguilette, „jedoch werde ich in Erwägung ziehen, was bei der Sache zu thun ist. Gedulde dich daher nur ein paar Augenblicke."

Das Reh spazierte auf der Wiese einigemal auf und nieder, indem es dabei auf eine Stelle sah, ein Beweis, daß es über den Antrag der Prinzessin nachdachte. Endlich aber rief es lebhaft aus. „Ich denke so — richtig, so wie ich meine, wird es gehen. Findest

dich morgen Abend hier ein, dann sollst du das Weitere erfahren; weil ich, so lange ich die Gestalt eines Thieres habe, keine Macht besitze, irgend einen Sterblichen zu beschützen, oder auch nur Jemanden mit einer werthvollen Gabe zu beschenken, wie es früher, zu jener Zeit, wo du mich um Schönheit, Reichthum und eine übermäßige Klugheit ersuchtest, der Fall war."

Das Reh hüpfte davon, und die Prinzessin begab sich zurück in ihr Zimmer, seelenvergnügt darüber, daß sie nun bald die Zufriedenheit des Herzens und die Liebe ihrer Nebenmenschen wieder erhalten sollte.

Am folgenden Abende wollte sich die Prinzessin an den Fluß begeben, und dort die Befehle ihrer Wohlthäterin erwarten; aber noch viel früher sollte die erwünschte Verwandlung mit ihr vorgehen. Sie hatte nur eben nämlich die Augen in der Nacht zum Schlafe gesenkt, als sie durch die Töne einer sehr sanften Musik wieder erweckt wurde, und als sie sich aufrichtete, ihr Zimmer durch ein magisches Licht erleuchtet sah. Alle Gegenstände waren daraus verschwunden, und es glich einem Tempel mit vielen Säulen aus weißem Marmor, die mit Kränzen von Rosen umschlungen waren. Eine Menge weiblicher Gestalten von besonderer Schönheit, lauter Mädchen von höchstens achtzehn Jahren, waren in himmelblauen Flor gekleidet, mit weißen Rosen geschmückt, und trugen auch davon Kränze in den Händen. Sie führten vor dem Lager der Prinzessin einen Tanz auf, senkten die Kränze auf sie hernieder, und sangen dazu mit sanfter Stimme ein Wiegenlied, mit dessen Tönen sie Heben abermals in den Schlaf lullten, der sich auch nach wenigen Minuten einstellte.

Als Hebe wieder die Augen öffnete und rund um sich herblickte, gerieth sie in ein lebhaftes Erstaunen. Wo befand sie sich? In der Hütte eines Landmannes. Wer war die alte Frau, welche eben den Kopf zur Thüre hereinstreckte, und hin nach ihrem Bette schaute, vermuthlich um zu forschen, ob sie noch nicht erwacht sey? Und — sie selbst — nicht mehr so wie früher, schmückte sie ein kostbares Nachtgewand von Battist, besetzt mit Spitzen. Nicht mehr wie früher lag sie auf Eiderdaunen, auf Kissen mit Seidenzeug überzogen. Von der allgewohnten Pracht, so in dem Schlosse ihrer königlichen Eltern herrschte, sah sie keine Spur mehr; vielmehr nahm sie ein ländliches Lager ein, trug die Kleidungsstücke eines gewöhnlichen Landmädchens, und hatte nicht lange Zeit, der Sache nachzudenken, denn die alte Frau rief ihr mit gutmüthig scheltendem Tone entgegen: „Nun, wird die faule Dirne sich bald aus dem Federbette erheben, und um die Hühner, die Schweine und die Enten zu füttern, in den Hof eilen? Ueber Gebühr ließ ich dich schlafen; weil ich versuchen wollte, wie weit du es treiben würdest, aber ich sehe denn doch ein, daß ich nicht im Stande bin, so lange, wie sie es verlangt, auf die Langschläferin zu warten. Frisch, — heraus aus den Federn, Magdalene! nicht langsam nach allen Seiten dich umgesehen; der Morgenimbiß steht schon lange am Feuer; eine kräftige Mehlsuppe, wie du sie gerne issest, und hier hast du auch, besondere Ausnahme, ein Stück frisches Brod, weil das Frühergebackene von den Knechten verzehrt wurde."

„Eine Mehlsuppe?" sagte die Prinzessin mit gedehntem Tone, und sah dabei verwunderungsvoll auf

die alte Bäurin, indem sie hinzusetzte: „Ich pflege nur Chokolade zu trinken, und so schwarzes Brod esse ich gar nicht; es würde mir den Magen beschweren."

„Was faselst du da, Magdalene?" fragte die Alte näher tretend. „Chokolade bist du gewohnt zu trinken? Und schwarzes Brod würde dir den Magen beschweren? Es spuckt wohl bei dir ein wenig im Oberstübchen, oder du träumst noch von solchen Dingen, aus welchen ich nicht so recht klug werde? Geschwind stehe auf und füttere die Hühner."

Die Prinzessin besann sich jetzt, daß Alles, was sie sah und hörte, wohl die Mittel wären, welche die Fee anwenden wollte, um ihr die Zufriedenheit des Herzens damit zu verschaffen. Sie stand also schnell auf, kleidete sich an, und folgte der erhaltenen Weisung. Mit einem tiefen Seufzer, dessen sie sich nicht erwehren konnte, aß sie Mehlsuppe und dazu das schwarze Brod, denn sie fühlte einen mahnenden Hunger, und wagte es nicht, aus Furcht, die Fee Anguilette möchte ihr Wort zurücknehmen, nach Besserem zu fragen. Als sie jedoch gegessen hatte, nahm sie die Schüssel voll Gerste und ging damit nach dem Hofe, um das Vieh zu füttern; da sie jedoch von diesem Geschäfte nicht die geringste Kenntniß hatte, so warf sie die Gerste den Schweinen vor, die Gemüseblätter aber den Hühnern und Enten, welchen sie auch den Trank hingoß, den sie jenen Geschöpfen vorsetzen sollte.

Als die Alte diese Verkehrtheit sah, sagte sie mit halbverdrießlichem und belachendem Tone: „So sehe mir doch ein Mensch die verdrehte Dirne an; macht

sie nicht lauter unsinniges Zeug! Warte nur, ich werde dich zur Besinnung bringen."

Die Prinzessin sah ein, daß sie ihre Gedanken zusammennehmen und genau die Anweisung der Alten befolgen müßte, wenn sie diese nicht gegen sich aufbringen wollte. Sie ging daher sogleich zu ihr hin, und bat sie um Anleitung zu allen häuslichen Geschäften. Das setzte nun zwar die Bäurin in nicht geringe Verwunderung, da doch ihre Tochter, für welche sie die Prinzessin, durch einen Zauber der Fee Anguilette dazu veranlaßt, hielt, während Magdalene im Schlosse des Königs, ganz so wie Hebe aussehend, deren Person vorstellte, jedes häusliche Geschäft verstehen mußte; da jedoch Hebe der Alten stets freundlich aussprach, so vergaß diese darüber mit wem sie es eigentlich zu thun hatte, und unterrichtete Hebe von Allem, was sie unternehmen sollte.

Es kam, wie die Fee Anguilette vorausgesagt hatte, nun im Laufe dieses Tages, wie auch in den darauf folgenden Mancherlei vor, was der Prinzessin gar nicht gefiel; sie bekam manche Arbeit auf, die sie zuvor nicht gekannt hatte, und ihr zu vollenden sehr schwer fiel. Selbst die geringen Speisen wollten ihr keineswegs schmecken, und sie gedachte oft mit bitterer Wehmuth an die Bequemlichkeiten ihres früheren Standes. Aber ein Umstand besonders verursachte ihr den heißesten Schmerz, so oft sie an dem kleinen Spiegel vorüberging, der in dem niedrigen Stübchen hing, welches sie bewohnte. Als sie nämlich zum ersten Male da hineinsah, um sich bei dem Anblicke ihrer Schönheit über jede andere Entbehrung zu trösten

o Himmel! was machte sie da für eine Bemerkung! Das häßliche, dickwangige Gesicht, mit dem die Natur Magdalena beschenkt hatte, deren kleine graue Augen, deren aufgestülpte Nase, und deren feuerrothe Haare mußte sie gewahren. Sie vermochte anfänglich nicht sich zu beruhigen; allein als sie später die Erfahrung machte, daß Niemand sie um irgend eine Sache beneidete, und daß dagegen Jederman, da sie überaus freundlich gegen alle Menschen war, sie liebte, so fand sie sich bald in ihr Schicksal, und führte endlich ein ganz glückliches Leben.

Eines Tages, als eben die alte Bäurin mit Butter nach der Stadt gegangen war, woselbst sie wöchentlich mehrere Pfunde davon verkaufte, saß die Prinzessin am Spinnrad und drehte dieses fleißig; denn sie hatte es bereits gelernt, indem sie schon ein rundes Jahr in diesem Hause, und scheinbar die Tochter der alten Luzie war. Auf einmal kam ein kleines Mäuschen unter dem Ofen hervorgekrochen, und sprang der Prinzessin entgegen. Diese erschrack darüber nicht wenig, und wollte aus der Stube laufen; aber das Mäuschen rief ihr zu, und gab sich ihr zu erkennen.

Es war nämlich ihre Wohlthäterin, die Fee Anguilette, welche nun zu ihr sagte: „Meine liebe Hebe, ich habe dich täglich beobachtet, und war immer mit deiner Aufführung zufrieden. Darum sollst du es auch mit mir werden; denn ich will deine Prüfungszeit verkürzen. Morgen am Abende, wenn die Sonne sinkt, verlaß dieses Häuschen, und begieb dich hinaus in den Wald, woselbst dir ja der Landsee gar wohl bekannt ist. Darauf wirst du ein Schiff finden; es

ist das meinige, und ich erlaube dir, daß du es besteigen kannst. Ueberlasse mir seine Leitung, und auch die deines künftigen Schicksals."

Hebe dankte der gütigen Fee mit Freudenthränen, und da das Mäuschen gleich darauf unsichtbar wurde, so dachte Hebe von jetzt an nur an die bevorstehende Veränderung ihrer Lage.

„Was ist dir denn, Magdalena?" sagte Frau Luzie am folgenden Abende zu ihrer vermeinten Tochter, als diese sie, bevor sie aus dem Hause ging, mit Zeichen von Wehmuth umarmte; denn es fiel ihr ordentlich schwer, sich von der Alten, die ihr nur Liebes und Gutes gethan hatte, zu trennen. „Du siehst ja ganz bewegt aus, und ich bemerke gar Thränen in deinen Augen. Diese Empfindelei, sie will mir ganz und gar nicht gefallen, und in der That, sie paßt sich schlecht zu unserem ländlichen Stande. Ich habe sie aber leider schon sehr oft an dir bemerkt, darum muß ich dich deßhalb schelten. Du fragtest mich vorhin, ob es dir nicht erlaubt sey, einen kleinen Spaziergang in's Freie zu unternehmen. Obgleich es nun bei weitem besser und klüger wäre, wenn du hinaus in die Scheune giengest, um dem Gesinde bei der Arbeit zu helfen, so weiß ich doch auch wieder andererseits, daß du dabei wenig tauglich, und unbegreiflicher Weise zu schwächlich bist; ich will dir daher ein Gängchen in's Feld gestatten. Weißt du was? — begieb dich hin zu den Knechten, und sieh einmal nach, wie es mit dem Schneiden der Gerste steht, ob wir bald Anstalten treffen können, um sie zu holen."

Hebe sagte der Alten Lebewohl, und entfernte sich aus dem Hause; aber sie ging nicht auf das Feld, um nach der Arbeit der Knechte zu sehen, sondern an den Landsee, wohin sie die Fee Anguilette beschieden hatte, deren Schiffchen — eine Art Gondel — sie auch bereits erwartete.

Dieses Schiffchen war von gediegenem Golde, der Mast war aus Perlmutter gearbeitet, die Segel bestanden aus Silberstoff, der jedoch mit rosenrother Seide untermengt war, und die Ruderer trugen Kleider von himmelblauem Atlas mit reicher Stickerei von Silber.

Die Prinzessin hatte das Schiff nur eben betreten, als es auch schon wie im Fluge mit ihr davon eilte, und immer weiter, ohne daß sie es wußte wohin, oder daß sie nur Land sah; nichts als Wasser und Himmel.

Das Innere des Schiffchens war gleichfalls ganz außerordentlich prachtvoll eingerichtet, und Hebe wurde von mehreren Nymphen, welche im Dienste der Fee Anguilette standen, ebenso bedient, als wenn sie am Hofe ihres königlichen Vaters gelebt hätte; aber es ließ sich die Fee nicht sehen, und Hebe wußte noch immer nicht, wohin die Reise gehen sollte, obgleich bereits schon vier Wochen, seitdem sie das Haus der biederen alten Luzie verlassen hatte, verstrichen waren.

Hebe fing endlich an sich über die Ungewißheit ihres Schicksals zu betrüben, als sie plötzlich, indem sie eines Morgens auf das Verdeck kam, in weiter Entfernung einen Strich Land und darauf ungewöhnlich hohe Bäume sah.

Nun richtete Hebe immer die Blicke dahin; denn ihr Herz empfand die lebhafteste Freude; aber ihr

Erstaunen erreichte den höchsten Gipfel, als sie endlich näher an die Insel, so vor ihnen lag, kamen, und sie bemerkte, daß auf diesen Bäumen eine Menge Vögel saßen, deren Gefieder verschiedenartig in Farben, aber sämmtlich gleich den schönsten Edelsteinen glänzten. Das aber war es nicht allein, was sie so angenehm überraschte, sondern der Umstand, daß sie mit Tönen, die Menschen anzugehören schienen, sie mit einem wunderlieblichen Gesang begrüßten, den sie so sanft und halb leise vortrugen, als ob sie die Absicht hätten, Jemanden damit in den Schlaf zu wiegen.

Das Schiff landete nun an dieser Insel, welche den Namen: die Insel der Zufriedenheit führte, und als die Prinzessin das feste Land betreten hatte, fühlte sie eine besondere Ermattung aller ihrer Glieder. Sie sah sich daher nach einer Ruhestätte um, und fand diese unter einem hohen Baume, woselbst sich ein Lager für sie befand, welches ihr die Vögel aus lauter Federn, so sie sich gegenseitig auszupften, bereitet hatten. Darauf ließ sie sich nieder, senkte die Augenlieder, und fiel gleich darauf in einen sanften Schlummer.

Die Insel, auf welcher sich nun die Prinzessin befand, besaß die außerordentliche Eigenschaft, daß alle die Personen, so darauf eine gewisse Zeit gelebt hatten, niemals wieder eine Unzufriedenheit mit ihrem Geschicke fühlten, und der Fürst, welcher diese Insel beherrschte, war ein Muster von Schönheit; dabei besaß er alle Vollkommenheiten eines vortrefflichen Charakters und eine außerordentliche Liebenswürdigkeit des Benehmens.

Dieser junge Fürst war jedoch ein naher Verwandter von der Fee Anguilette, und fuhr eben mit die-

am Ufer des Meeres in einem Wagen, der aus einer ächten Perle geschnitten war, und von vier weißen Elephanten gezogen wurde, spazieren, als Hebe eben auf der Insel der Zufriedenheit angelangt, und daselbst auf dem von den Vögeln für sie bereiteten Lager entschlummert war.

Der Anzug dieses Fürsten war überaus geschmackvoll, jedoch von ganz besonderer Beschaffenheit; er bestand nämlich aus lauter Federn, von den schönen Vögeln, welche schaarenweise die Insel bewohnten, und sein Mantel, der auf den Schultern mit einer Agraffe aus Edelsteinen befestigt war, aus den Federn der Schwäne, die das Wasser zu ihrem Aufenthaltsorte erwählt hatten. Um den Leib aber trug er einen Gürtel von Diamanten, und an diesem sah man einen mit Rubinen gezierten Säbel befestigt. Die lang herabwallenden Locken seines Hauptes wurden zum Theil von einem Helm bedeckt, der gleichfalls aus Federn bestand, und hohe Reihefedern, mit Smaragden befestigt, vermehrten das imponirende Aussehen dieses Monarchen.

Die Fee Anguilette zeigte dem Fürsten die schlafende Hebe, welche seit ihrer Flucht aus der Behausung der Frau Luzie wieder ganz so aussah, wie damals, als sie sich noch nicht die Schönheit der Göttin Hebe gewünscht hatte, wie ihm diese Dame gefiele, und ob er sie wohl zur Gemahlin begehre? Er bezeugte sich darüber ungemein freudig; allein seine Tante trieb die Elephanten eiligst an, und er fand deßhalb nicht Zeit, die Prinzessin recht deutlich zu betrachten; denn bevor er es konnte, entführte sie ihn auf ein in der Nähe befindliches Lustschloß, und verbot ihm strenge,

dasselbe, bevor sie ihn abholte, nicht wieder zu verlassen.

Als die Prinzessin die Augen öffnete und umherblickte, gewahrte sie zwei kleine beflügelte Genien, welche sich erboten, ihr als Wegweiser zu dienen, und sie nach dem Palaste, der zu ihrer Aufnahme bestimmt sey, zu begleiten. Sie folgte ihnen daher voll Vertrauen, und als sie an dem Gebäude anlangten, erstaunte Hebe nicht wenig, als sie dessen Pracht gewahrte.

Es lag nicht weit vom Meere, und man gelangte dahin, indem man über verschiedene Brücken ging, welche entweder von Rosenblättern oder von Jasmin erbaut waren. Sie führten über sanft murmelnde Bäche; aber das war kein gewöhnliches Wasser, vielmehr bestand es aus lauter Cölnischem, aus Rosen- und Nelkenöl, und verbreitete in der ganzen Umgegend die herrlichsten Wohlgerüche; die kleinen Steinchen aber, so auf dem Grunde lagen, waren sie etwa gewöhnlicher Kiesel? Ei bewahre! Rubinen, Smaragde und Tobase; wenn die Sonne darauf schien, so konnte man ihren Glanz kaum ertragen.

Der Palast selbst war aus einer Zusammensetzung von Elfenbein und Agathsteinen, und die Fenster hatte man aus großen Diamanten geschliffen. Die Prinzessin mußte durch mehrere Höfe gehen, bevor sie in das Innere des Palastes gelangte, und in jedem stand die Leibwache des Königs; doch war sie in verschiedene Farben gekleidet. Im ersten Schloßhofe bestand ihr Anzug aus lauter gelben Federn; ihre Helme aus blankpolirtem Silber, ebenso ihre Bogen und Pfeile. Im zweiten Schloßhofe waren die Federn an ihrem

Anzuge feuerfarben; ihre Helme, ihre Bogen, ihre Pfeile von Gold und mit Türkisen besetzt. Im dritten Schloßhofe bestand die Kleidung der Leibchache aus weißen Federn, die Waffen aus Perlmutter, und Kränze von Rosen hatten sie umwunden; da kein Krieg war, so bedurfte man der Waffen nur zur Zierde.

Die Prinzessin konnte sich von ihrem Erstaunen kaum erholen, und dieses ward noch vermehrt, als sie in das Schloß kam und dessen innere Einrichtung sah. Sie bestand größtentheils aus Gold, Silber und edlen Steinen, aus Crystall, Agath und Perlmutter. Auch viele Damen und Herren traten ihr entgegen; ihre Kleidung bestand aus lauter Federn; aber diese waren von solcher Farbenpracht, und so geschmackvoll geordnet, daß es viel Vergnügen gewährte, sie nur anzusehen.

In einem der Säle fand die Prinzessin eine gedeckte Tafel, und die anwesenden Personen nöthigten sie, daran Platz zu nehmen. Sie that es, und wurde nun von Genieen bedient, die sämmtlich in Rosaflor gekleidet gingen, und die köstlichsten Speisen auftrugen, besonders aber kunstvolle Aufsätze von Zucker und Marcipan, von Torten und Kuchen aller Gattungen. Ein Aufsatz stellte das Paradies vor, und darin die ersten Menschen, wie sie Gott ungehorsam waren, und von dem verbotenen Apfel aßen. Ein zweiter die Sündfluth, und statt des Wassers sah man hier pure Mandelmilch fließen. Ein dritter den Thurmbau von Babylon: dieser Thurm bestand aus lauter Gerstenzucker, und die kleinen Männerchen, welche daran bauten, aus Chokolade. Alle biblischen Historien waren abgebildet, und die Prinzessin konnte gar nicht auf-

hören.

hören, diese Prachtstücke alle zu betrachten. Dabei aber vernahm sie ununterbrochen eine wunderschöne, sanfte Musik von Flöten, welche von Menschenstimmen begleitet wurden.

Nach aufgehobener Tafel begab sich die Prinzessin in ihr Schlafgemach, und hier fand sie gleichfalls die kostbarste Einrichtung. Zwölf Nymphen, alle in Silberflor gekleidet, bedienten sie, und sangen so lange vor ihrem Lager mit sanften Tönen, bis sie entschlummert war.

Am folgenden Morgen, als die Prinzessin die Augen öffnete, erschienen zwölf kleine, allerliebste Kinder, und überreichten ihr crystallene Körbchen, in welchen wunderschöne Blumen, und unter diesen verborgen, Garnituren von Schmuck lagen. Ach, es war eine Pracht, die alle Beschreibung weit zurückläßt; doch die Verwunderung der Prinzessin sollte noch gesteigert werden.

Plötzlich öffnete sich nämlich abermals die Thüre ihres Schlafgemaches, und es ließ sich, jedoch nur äußerst gedämpft, eine vollständige Janitscharmusik vernehmen.

Gleich darauf traten zwölf Zwerge ein, und diese trugen auf ihren Köpfen ebenso viele Körbe, welche folgende Gegenstände enthielten. Der erste einen vollständigen Kopfputz, bestehend aus einem Bonnet von Goldstoff, geziert mit der prachtvollsten Reiherfeder, und besetzt mit lauter ächten Perlen, welche alle so groß waren, wie die Taubeneier.

Der zweite einen vollständigen Gallaanzug. Das Unterkleid von weißem Atlas, durchweg mit Diamanten gestickt, das Oberkleid mit langer Schleppe und vorne offen, von Silberstoff und einer höchst bewundern-

werthen Stickerei von Federn, deren Schönheit nicht zu beschreiben ist.

Der dritte Korb enthielt einen Schleier, welcher ganz aus den Flügeln der Schmetterlinge gewebt, und an der Seite herunter, so wie unten, mit Rubinen gestickt war.

Der vierte einen vollständigen Morgenanzug; er bestand aus Brabanter Spitzen, und man konnte keine Zusammensetzung durch eine Naht an ihm wahrnehmen. Ueberdieß war er mit Rosaseidenzeug gefüttert.

Der fünfte Korb eine Spindel von Elfenbein, und eben solche Spuhlen zum Aufwickeln der Seide. Diese Spindel war gleichfalls mit Edelsteinen ausgelegt, und ebenso die Spuhlen.

Der sechste und siebente Korb alle Gegenstände, welche zu einer Damentoilette gehören; z. B. Kämme, Bürsten, verschiedene Döschen zu Zahnpulver, zu Seife, zu Mandelklei u. s. w., Fläschchen mit wohlriechendem Wasser, Kissen zu Stecknadeln, zu Haarnadeln, und mehr dergleichen Dinge.

Der achte Korb enthielt einen prachtvollen Spiegel aus blankpolirtem Silber.

Der neunte Korb ein Kissen von weißem Atlas mit Gold gestickt, und darauf lagen zwei goldene Ringe.

Der zehnte Korb enthielt ein Gebetbuch in schwarzen Sammet eingebunden, und reich mit Diamanten besetzt, auch mit eben solchem Schlosse versehen.

In dem eilften Korbe lag auf einem feuerrothen Kissen von Sammet ein kleines Hündchen; es war ein Möpschen, und hatte ein goldenes Halsband.

In dem zwölften Korbe befand sich endlich auf einem Kissen von Silberstoff ein Brautkranz von blühenden Myrthen.

Hinter diesen zwölf Zwergen kamen zwei alte Mütterchen, gleichfalls Zwerginnen. Die eine brachte der Prinzessin ein paar Pantoffeln von Goldstoff, und die andere ein künstliches Spinnrad aus Perlmutter.

Endlich kamen zwei kleine, wunderniedliche Kinder; es waren Knaben in weißen Kleidern, die mit Blumen

besetzt waren, und auf dem Kopfe trugen sie Kränze, in der Hand aber große goldene Ringe, und darin wiegten sich Papageien, deren Gefieder wie Edelsteine glänzten.

Die Prinzessin wußte nicht, was sie zuerst betrachten, was sie am meisten bewundern, und worüber sie sich am Innigsten freuen sollte; denn alles, was sie sah, überstieg an Schönheit und Pracht jeden Gegenstand der Art, den sie bis dahin gesehen hatte, obgleich sie erst so großen Reichthum besaß, wie keine Fürstin auf Erden.

Die kleinen Persönchen setzten ihre Geschenke auf einen Tisch, machten der Prinzessin tiefe Knixe, küßten ihr zierlich die Hand, und verließen darauf das Zimmer. Nun aber stand die Prinzessin auf und ließ sich ankleiden. Das Gallakleid zog sie an, den Schleier ließ sie sich aufstecken, die Ringe an die Finger, den Myrthenkranz band sie in die Locken, und wählte darauf einen Schmuck von Diamanten.

Als die Prinzessin nun ihre Toilette beendigt hatte, erschienen zwei prächtig gekleidete Damen, welche sie erst in ein Zimmer führten, wo das Frühstück aufgetragen war, und dann in den Saal, woselbst der König, so diese Insel beherrschte, an der Seite der Fee Anguilette sie bereits erwartete.

Die Prinzessin ward hier von Beiden mit der höchsten Artigkeit empfangen, und ihre Wohlthäterin fragte, ob sie mit ihr zufrieden und auch bereit sey, einen Gemahl aus ihrer Hand anzunehmen; worauf die Prinzessin die Fee, zum Zeichen ihrer Einwilligung umarmte. Gleich darauf wurde also auch die feierliche Trauung vollzogen, und zwar in dem Garten des Schlosses, in einem Tempel, der aus blühenden Oliven-, Mandel- und Palmbäumen bestand, welche auf Befehl der Fee Anguilette niemals verwelkten, oder auch nur ihre Blüthen verloren.

Vierzehn Tage dauerten noch die Festlichkeiten der Vermählung des Königs Atimirs mit der liebenswürdigen und nun stets zufriedenen Prinzess

Plesine, und nach dieser Zeit reis'ten sie Beide in Begleitung ihrer Wohlthäterin zu den Eltern der Prinzessin, woselbst sie die arme Magdalene aus einer gar mißlichen Lage erlöseten; denn sie hatte gar schlecht verstanden, die Rolle einer Prinzessin zu spielen. Tausenderlei Dinge begann sie den Tag über, die einem Landmädchen, keineswegs aber einer Königstochter geziemten, und als sie wiederholt erklärte, sie sey keine solche, sondern gewiß und wahrhaftig Magdalene, die Tochter des Peter Morgi und der Frau Luzie, so hielt man sie endlich gar für wahnsinnig, weil sie ganz wie die Prinzessin Plesine aussah; je mehr sie aber dagegen sich auflehnte, um so gewisser glaubte man es, und es kam dahin, daß man sie keinen Augenblick unbewacht gehen ließ; indem man befürchtete, sie könnte sich Leides zufügen.

Als nun die wirkliche Prinzessin an den Hof ihrer Eltern kam, so gab die Fee Anguilette Magdalenen ihr ehemaliges Aussehen wieder, und erklärte dem König, was es mit dieser Verwandlung für eine Bewandtniß hatte. Die dickwangige Magdalene ward daher von ihnen außerordentlich freigebig beschenkt, und wieder in das Haus ihrer Mutter zurückgebracht, die sie, seitdem die Prinzessin Plesine daraus entflohen, als todt beweint hatte, weil sie so lange des Glaubens war, es sey die Prinzessin ihre Tochter, da sie ganz so wie diese aussah.

Ach, welche Freude herrschte nun an dem Hoflager. Sie ist ganz unbeschreibbar, und darum muß dieses Mährchen ein Ende haben.

Abwechselnd lebten in der Folge Plesine und ihr Gemahl bei deren Eltern, oder auf der Insel der Zufriedenheit, häufig besucht von ihrer Freundin und Wohlthäterin, der Fee Anguilette.

Bayerische Staatsbibliothek München

10 Bg.

Hand-Buchbinderei
Max Schedl
München, [illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rothacker, J. B.

Auserlesene Mährchen

Reutlingen 1839

40.7181
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702577-2